



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN



EVANGELISCHE
UNIVERSITÄTSKIRCHE
ST. MARKUS

UNIVERSITÄTS- GOTTESDIENSTE **MISSION**

Sommersemester 2025

PREDIGTEN

1 Innere Mission

Markus 12,29–31

Prof. Dr. Christopher Spehr

Miserikordias Domini, 4. Mai 2025

2 Völker-Mission

Matthäus 28,16–20

Prof. Dr. Christian Albrecht

Kantate, 18. Mai 2025

3 Bildungs-Mission

Apostelgeschichte 8,26–40

Prof. Dr. Ulrike Witten

Exaudi, 1. Juni 2025

4 Gerechtigkeits-Mission

Jesaja 42,1–9

Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Levin

Trinitatis, 15. Juni 2025

5 Friedens-Mission

Johannes 14,27

Prof. Dr. Reiner Anselm

2. So. n. Trinitatis, 29. Juni 2025

6 Eine-Welt-Mission

Jesaja 2,1–5

Prof. Dr. Martin Wallraff

4. So. n. Trinitatis, 13. Juli 2025

7 Mission Impossible

Johannes 17,2

Prof. Dr. Jörg Lauster

Mittwoch, 23. Juli 2025

Ökumenischer Abendgottesdienst in St. Ludwig

Innere Mission
Markus 12,29–31

Prof. Dr. Christopher Spehr
Miserikordias Domini, 04.05.2025

Liebe Gemeinde,

haben Sie eine Mission? Etwas, für das Sie sich engagieren, für das Sie brennen und für das Sie gerne andere begeistern und überzeugen möchten? Etwas, für das Sie Wege in Kauf nehmen und keine Kosten und Mühen scheuen? Konkret gefragt: Was ist Deine, was ist meine Mission – in der Familie, im Freundeskreis, an der Universität, im Beruf, in der Gesellschaft, in der Politik oder gar in der Kirche?

Das Wort „Mission“ kommt vom lateinischen „mittere“, „senden“, „schicken“. „Missio, onis, f.“ bedeutet im Lateinischen „das Absenden“ oder „mit einem Auftrag Senden“. Diese Bedeutung schwingt in der *allgemeinen* Beschreibung mit: Mission ist ein *besonderer Auftrag*. Genauer: eine Person oder Personengruppe, die mit einer Sendung, einem Auftrag oder einer spezifischen Vollmacht ausgestattet ist, hat eine Mission zu erfüllen. Im diplomatischen Kontext kann das zum Beispiel die Arbeit der Botschafterin oder des Botschafters im Ausland sein. Ebenfalls spricht man von „Missionen“, wenn Einzelpersonen oder Gruppen zur Erledigung besonderer Aufgaben in ein anderes Land geschickt werden, so dass es Handels-, Gesundheits- oder Militärmissionen gibt.

Im Christentum bedeutet Mission die Verkündigung der christlichen Botschaft unter Nichtchristen. Sie wurzelt in Jesu Sendungsauftrag an seine Jünger, in alle Welt zu gehen und das Evangelium zu verkündigen. Dem sogenannten Missionsbefehl, Matthäus 28,18-20.

Anfangs sind es die Apostel, dann die Missionare, die sich für die Verbreitung des Evangeliums, den Glauben an Jesus Christus, engagieren. Für unsere Gegend waren dies Ende des 7. Jahrhunderts: Der Wandermönch Emmeram, der nach Regensburg kam, Bischof Rupert, der nach Salzburg ging, und der vom Papst gesandte Missionar Korbinian, der sich in Freising

niederließ. Die drei sind auch als „Apostel“ oder „Missionare der Bayern“ bekannt.

Nachdem Europa im späteren Mittelalter missioniert und kirchlich organisiert war, schien der Auftrag beendet. Für Martin Luther und die Reformation hatte die Verkündigung zentrale, die explizite Mission aber keine Bedeutung. Und so fehlt „Mission“ auch als Kennzeichen der Kirche, als „notae ecclesiae“.

Erst der Pietismus im 17./18. Jahrhundert ließ ein neues Interesse an Mission, genauer äußerer Mission – im Osten Europas und in Übersee erwachen. Es folgten Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland explizite evangelische Missionsgesellschaften, die Missionare beispielsweise nach Indien, Indonesien oder Japan entsandten.

Doch was hat es nun mit der sogenannten „Inneren Mission“ auf sich? Ich lese den Predigttext, der im Markusevangelium im Kapitel 12 in den Versen 29–31 steht:

Jesus antwortete: Das höchste Gebot ist das: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft.“ Das andre ist dies: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Es ist kein anderes Gebot größer als diese.

Aus dem alttestamentlichen Gebot der Gottesliebe und dem Gebot der Nächstenliebe formt Jesus das *Doppelgebot* der Liebe. Die aufeinander bezogene Gottes- und Nächstenliebe bildet das Liebesgebot, das höchste Gebot, die Grundlage der christlichen Ethik. Und dieses Gebot wird prägend für die Innere Mission. Für jenen *Auftrag*, jene *Haltung*, jene *Institution*, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts zum Bestandteil christlicher Gemeinde wird. Verbunden ist die Innere Mission besonders mit einem Namen: Johann Hinrich Wichern.

Wichern, 1808 geboren und 1881 gestorben, wuchs in Hamburg auf und musste nach dem frühen Tod seines Vaters erleben, wie mühsam das Leben in der rasant wachsenden Hafenmetropole war. Verstädterung, beginnende

Industrialisierung und härteste Arbeitsbedingungen führten vielerorts zur Verelendung, dem Pauperismus – nicht nur der Arbeiter und ihrer Familien. Wichern, der durch die Erweckungsbewegung geprägt wurde, studierte Theologie – dank eines Stipendiums. Ein Pfarramt blieb ihm aber verwehrt. Stattdessen arbeitete er als Lehrer an der Hamburger Sonntagsschule von St. Georg, einer Einrichtung für arme Kinder, in der er ihnen Lesen und Schreiben sowie den christliche Glaube vermittelte. Hierdurch lernte er das soziale Elend der Arbeiterfamilien kennen und suchte nach Möglichkeiten ihrer Rettung.

1833 gründete Wichern zusammen mit sozial-karitativ engagierten Bürgern das Rauhe Haus, ein Rettungshaus für verhaltensauffällige oder straffällig gewordene arme Hamburger Kinder.

Schnell wuchs die durch private Spenden finanzierte Einrichtung für Jungen und Mädchen zu einer Kolonie, in der soziale und religiöse Erziehung zur Besserung des Individuums nach dem Familienprinzip praktiziert wurden. Wichern wurde nicht müde, diese Herzensarbeit als konkretes Liebesgebot, als „rettende Liebe“ für die Kinder und Jugendliche zu bezeichnen. Er betonte immer wieder: „Jede Arbeit soll zuerst mit dem Herzen, dann mit den Händen oder mit der Zunge geschehen.“

Allerdings gab es ein Problem, mit dem nicht nur Wichern zu kämpfen hatte. Während seine und weitere privatchristliche Initiativen das soziale Elend in Deutschland zu lindern suchten und diakonische Projekte entwickelten, versagte die Kirche mit ihrer traditionellen Armenfürsorge. Der neuen Situation der Massenarmut war die Amtskirche nicht gewachsen.

Unruhe machte sich in der Kirche breit. Und so wurden 1848, im Revolutionsjahr, die führenden Vertreter von Theologie und Kirche nach Wittenberg zum Kirchentag geladen – nicht zu vergleichen mit dem heute in Hannover zu Ende gehenden 39. Deutschen Evangelischen Kirchentag, dem gegenwärtig bedeutendsten protestantischen Laientreffen.

In Wittenberg vor Luthers Grab wollten Kirchenvertreter und Theologen über eine engere Zusammenarbeit der Landeskirchen nachdenken. Nicht aber über die soziale Frage.

Daher ergriff Wichern das Wort. Packend, plastisch und höchst emotional entfaltete er seine Vision von der Inneren Mission in seiner einstündigen Rede aus dem Stegreif und sparte dabei nicht an Kirchenschelte. Er kritisierte, dass die Kirche sich zurückziehe und die sozial Elenden sich selbst überlasse. Stattdessen solle sie erkennen, dass die sozialen Verhältnisse änderbar seien – und zwar durch die innere Veränderung des Menschen aus dem christlichen Glauben heraus. Daher sei die Missionierung der Bevölkerung, die kaum oder keine Beziehung mehr zum christlichen Glauben habe, grundlegend in Kombination mit den karitativen Hilfen für die Notleidenden. Durch Mission und praktische Hilfen solle der Einzelne und die Gesellschaft erneuert werden – diese Aufgabe sei Sache der Kirche. Und, so betonte Wichern, müsse die Kirche Buße tun für das, was sie versäumt habe, und erklären: „Die Arbeit der Inneren Mission ist mein!“ oder noch grundsätzlicher „Die Liebe gehört mir wie der Glaube.“ Denn die rettende Liebe ist „das große Werkzeug“, durch das sie Christus glaubwürdig verkündige.

Wicherns Appell für die Innere Mission beeindruckte. Konkret wurde noch in Wittenberg von den Kirchenvertretern ein Glaubens- und Liebesbund gegründet, aus dem 1849 der „Central-Ausschuss für die Innere Mission“ hervorging. In ihm schlossen sich die verschiedenen deutschen Werke und Vereine der praktischen Nächstenliebe zusammen. Längst sind der Zentral-Ausschuss und das 1945 gegründete Evangelische Hilfswerk im Diakonischen Werk der EKD aufgegangen – und damit ist der Begriff und das Konzept „Innere Mission“ in Kirche und Theologie kaum noch präsent.

Doch die Diskussionen um Kirche und Diakonie, um praktizierte Nächstenliebe und gelebten Glauben gehen freilich weiter. So ist heute zu fragen: Wieweit ist die betriebswirtschaftlich zu führende Diakonie mit ihren Werken und Einrichtungen, die zu Wettbewerbern im Konzert der sozialen Dienstleister geworden sind, noch Diakonie, Innere Mission? Ist das Doppelgebot der Liebe noch handlungsleitend – und zwar nicht nur auf dem

Papier in der Präambel der diakonischen Werke? Oder bestimmen Wirtschaftlichkeit und Finanzkraft den Betrieb – bis hin zur schmerzlichen Insolvenz?

Die Fragen und Anfragen an Kirche und Diakonie, an ihre Verhältnisbestimmung und ihr Aufeinander-Bezogenheit könnten aus Perspektive der Inneren Mission problemlos fortgesetzt werden. Sie dürften uns auch in Zukunft beschäftigen, denn die sozialen Probleme vor Ort, im Land und weltweit werden nicht weniger.

Wenn wir vom Doppelgebot der Liebe her Innere Mission verstehen, dann ist die Innere Mission nicht nur etwas Historisches oder Institutionelles. Vielmehr hat sie elementar etwas mit uns und unserem Glauben und mit dem guten Hirten zu tun.

Denn der gute Hirte, der barmherzige und gütige Gott, sorgt sich um seine Herde, um Dich und mich. Er kennt jedes seiner Schafe, geht denen nach, die sich verlaufen haben und den Weg nicht wiederfinden. Und er freut sich, wenn er es wiedergefunden hat. Er stellt sich Gefahren in den Weg und verteidigt seine Schafe – bis hin zum Tod, weil er der gute Hirte ist und Dich und mich kennt und lieb hat.

Und ebenso dürfen auch wir unsern Gott lieben, ihm ganz und gar vertrauen – in allen heiteren und schweren Stunden, mit allen unseren Zweifeln und Fragen. Wir dürfen ihm glauben und diesen Glauben als unsere Innere Mission erfahren.

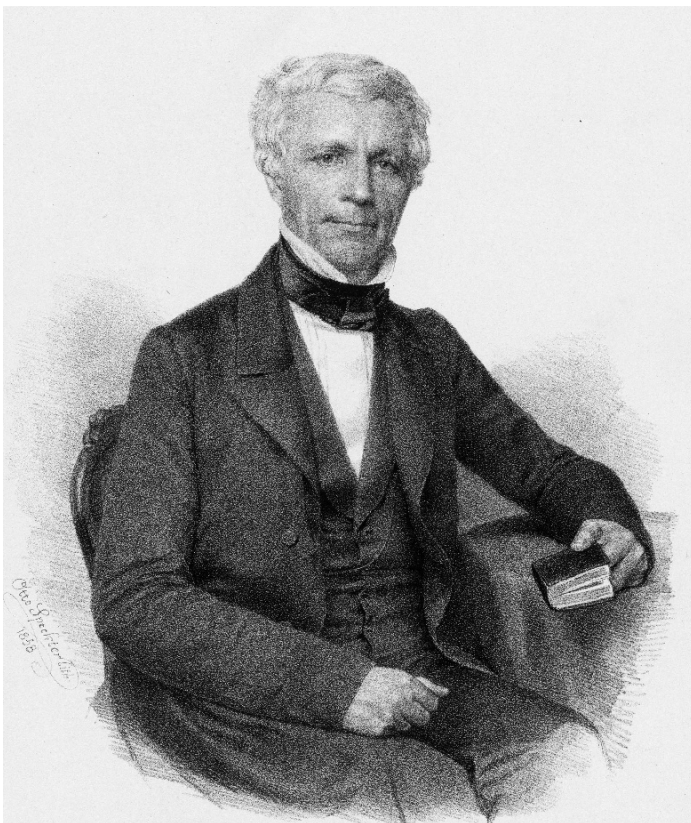
Aus der Liebe zu Gott und der Liebe zu sich selbst, die im Doppelgebot im „wie dich selbst“ angesprochen wird – also aus Gottes- und Selbstliebe, resultiert die Liebe zum Nächsten.

Von Jesus werden wir zur unvoreingenommenen Zugewandtheit zum bedürftigen Mitmenschen aufgefordert. Nicht achtlos an ihm oder ihr vorbeizugehen, sondern auf ihn oder sie zu achten. Das fällt schwer und ist manchmal kaum auszuhalten – aber von Gottes Liebe getragen und im Bild des guten Hirten anschaulich. Auch diese Zugewandtheit, die Wicherns „rettende Liebe“ im Hier und Jetzt konkretisiert, darf zu unserer Inneren Mission werden.

Im Glauben möchte das Doppelgebot der Liebe zu meiner persönlichen Sendung, zu meinem besonderen Auftrag, zu meiner Inneren Mission werden. Zur praktizierten Gottes-, Nächsten- und ich ergänze – Selbstliebe. Denn von der Kirche nun auf uns als religiöse Individuen angewandt: „die Liebe gehört zu mir wie der Glaube!“

Liebe Gemeinde, haben wir als Christinnen und Christen eine Mission? Etwas, für das wir uns engagieren, für das wir brennen und für das wir gerne andere begeistern und überzeugen dürfen? Etwas, für das wir Wege in Kauf nehmen und keine Kosten und Mühen scheuen?

Nehmen wir das Evangelium ernst und beherzigen Jesu Liebesgebot, seinen Auftrag an uns, dann haben wir eine Mission: Die tägliche Verlebendigung von Glaube und Liebe – zu Gott, zu uns selbst und zu unserem Nächsten. Amen.



Litographie Johann Hinrich Wichern von Otto Spieker 1858

(Hamburg State and University Library Carl von Ossietzky, Public domain, via Wikimedia Commons)

Völker-Mission
Matthäus 28,16–20

Prof. Dr. Christian Albrecht
Kantate, 18.05.2025

Aber die elf Jünger gingen nach Galiläa auf den Berg, wohin Jesus sie beschieden hatte. Und als sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; einige aber zweifelten. Und Jesus trat herzu, redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.



Bild: Missionsbefehl nach Matthäus 28. Relief von Ulrich Henn am Hauptportal der Stadtkirche in Leonberg (© Evangelische Kirchengemeinde Leonberg-Nord)

Die Geschichte von Jesus, der zum Christus wurde, war eigentlich schon zu Ende erzählt in den letzten Sätzen des Matthäusevangeliums, als der Engel den Frauen am Grab erklärt, dass der Gekreuzigte auferstanden ist. Die Geschichte von Jesus, in dem Gott sich zeigte, hat ihre eigene, anrührende Evidenz für diejenigen, die dabei waren und für diejenigen, die sie heute hören. Aber den Redaktoren reichte das nicht. Soll das alles gewesen sein? Es musste noch ein Paukenschlag dran an den Schluss, mit Beethovenscher Wucht. Alle, alle sollen sie christlich werden. Alle Völker, die Ägypter und die Assyrer, die Griechen und die Grönländer, die Norweger und die Niederländer, die Schwaben und die Altbayern. Alle, alle sollen nach unserer Façon selig werden. Ja, sie müssen es geradezu, wenn sie gut und richtig leben wollen. Nicht nur, weil die Geschichte so schön und so rührend ist, sondern weil sie so wahr ist, dass alle von dieser Wahrheit überzeugt sein

müssen. Und so legten sie Jesus in den Mund, was wir heute Missionsbefehl nennen und als Predigttext gehört haben.

Sie übertrieben natürlich, die Redaktoren. Aber sie gaben einer Stimmung Ausdruck, die in ihrer Umgebung weit verbreitet war. Und sie hatten ja recht und sie meinten es gut. Sie waren beseelt von dem Gedanken, dass der in Christus sichtbar gewordene Segen universal gilt: Gott privilegiert keine einzelnen Gruppen zuungunsten anderer. Alle Menschen und Völker sind auf gleiche Weise wertvoll und haben Zugang zu Gott in Christus. Das muss allen bekannt gemacht werden, diese gute Nachricht, und sie muss doch alle überzeugen!

Was daraus wurde, war bekanntlich ein Riesenerfolg und zugleich eine Riesenkatastrophe, je nachdem, wie man den Blick einstellt. Das Christentum löste sich in kürzester Zeit und höchst wirkungsvoll aus den Schranken einer jüdischen Sekte und wurde eine Weltreligion, ja: es wurde die heute weltweit am meisten verbreitete Religion. Aber diese unter den Aposteln begonnene und bis heute andauernde Ausdehnung hatte ihre Schattenseiten. Zu ihnen zählt die immer wieder auftauchende enge Verquickung der Mission mit Kolonialismus, Gewalt, Unterdrückung und Zwang. Diese Schattenseiten der Überzeugungsmission verstören und beschämen, gerade in ihrer Selbstwidersprüchlichkeit: wie kann man jemanden mit Zwang in die Freiheit Christi führen wollen? Das Christentum hat daraus gelernt, insbesondere in den westlichen Gesellschaften und vor allem seit den 1970er Jahren. Es gibt kaum eine Missionsgesellschaft mehr, die nicht heute in ihrem Namen das Wort Mission ergänzt hat durch Begriffe wie „Dialog“, „Ökumene“, „Solidarität“ oder „Eine Welt“, und was sie leisten wollen, ist Partnerschaftsarbeit und Entwicklungsarbeit.

Aber diese Kurskorrektur ist kein Anlass, sich beruhigt zurückzulehnen und heimlich daran zu entzücken, dass man in den letzten zwei Generationen ja alles richtiggestellt hätte, was in den knapp zwei Jahrtausenden davor falsch gelaufen ist. Das wäre gleich nochmals überheblich selbstgerecht. Diese Kurskorrektur mit all ihren richtigen Einsichten und Veränderungen könnte vielmehr ein Anlass sein, einmal darüber nachzudenken, was

eigentlich das Problem war, das mit dem Missionsbefehl in die Welt kam und das vorher so nicht da war. Was war schwierig an der Haltung, an dem Habitus, an den Handlungskonsequenzen, die aus dem Missionsbefehl folgten? Es ist die Problematik, zu wissen, was für andere gut ist – besser, als sie es selbst wissen. Das ist der Konstruktionsfehler am Missionsbefehl. Und dieser Konstruktionsfehler ist nicht aus der Welt, nur weil die Missionsgesellschaften sich in den letzten 50 Jahren besonnen haben.

Den Habitus, zu wissen, was für andere gut ist, besser als sie es selbst wissen, findet sich ja unverändert, einschließlich der Problematik, dass dieses Besserwissen natürlich gut gemeint ist und besten Absichten folgt. Es gibt ja so etwas wie eine säkular gewordene Mission, die von Selbstzweifeln weit entfernt ist, weiter entfernt als die Selbstkritik der christlichen Mission in den letzten 50 Jahren. Und es gibt diesen Habitus einer säkular gewordenen, unerschütterlich selbstgewissen Mission in unserer Gegenwartsgesellschaft weit verbreitet, vielleicht so weit wie noch nie. Denn natürlich gibt es in unserer Gesellschaft, bei aller beklagten Zersplitterung, doch einige sehr breit geteilte Konsense über das, was richtig ist, und vor allem: was für alle richtig ist, auch in anderen Gesellschaften.

Ich gebe ein einziges, winziges Beispiel: natürlich sind wir weit überwiegend fest überzeugt davon, dass Männer und Frauen gleiche Rechte haben. Wir glauben, dass das wahr und richtig ist und dass das nicht nur in Mitteleuropa gelten sollte, sondern überall auf der Welt. Natürlich glauben wir, dass es richtig wäre, wenn Frauen in Afghanistan auf Schulen und Universitäten gehen dürften, dass es richtig ist, dass Frauen in Saudi-Arabien endlich Autos steuern und alleine in Hotels übernachten dürfen und natürlich finden wir es skandalös, dass junge Mädchen im Jemen in hoher Zahl zwangsverheiratet werden mit wesentlich älteren Männern. Wir sind fest überzeugt davon, dass es diesen Gesellschaften und den Menschen in ihnen besser gehen würde, wenn der Grundsatz der Gleichberechtigung von Mann und Frau, von dem wir zutiefst überzeugt sind, sich auch dort durchsetzen würde. Denn das ist nun mal ein universaler Grundsatz.

Ich will die Richtigkeit dieses Grundsatzes nicht infrage stellen, keinesfalls. Wahrscheinlich gibt es niemanden hier im Raum heute Morgen, der anderer Meinung wäre, und ich auch nicht. Aber das genau ist der Kern des Problems, um das es mir heute Morgen geht. Es gibt humane und liberale Grundsätze, von denen wir denken, dass sie für alle Menschen gelten, ja: dass alle Menschen in allen Gesellschaften besser und richtiger leben würden, wenn sie sich an diese Grundsätze hielten. Und von dieser Überzeugung, dass diese Grundsätze universale Bedeutung haben, lassen wir uns auch dadurch nicht abbringen, dass wir feststellen müssen: andere Menschen, andere Gesellschaften leben in einer Weise, die diesen Grundsätzen widerspricht, und sie tun das nicht deswegen, weil sie von unseren guten, universalen Grundsätzen noch nichts gehört hätten, sondern weil sie nach ihrer Meinung eigentlich auch ohne diese Grundsätze ganz gut leben oder sogar: weil sie diese Grundsätze falsch finden. Uns irritiert das in den seltensten Fällen. Üblicherweise halten wir genau dann umso unbeirrter an diesen Grundsätzen fest und vor allem an unserer Überzeugung, dass sie universal gelten, für alle Völker.

Man könnte zahlreiche Beispiele für solche universalen Grundsätze finden. Es gibt sie im gesellschaftlichen Bereich: Grundsätze, von deren Richtigkeit wir so überzeugt sind, die uns so heilig und unantastbar sind, dass wir glauben, sie gelten für alle Menschen zu allen Zeiten. Manchmal gibt es das Phänomen auch im Bereich privater Kommunikation. Man muss ja nur an die vielen Debatten um Ernährungsgewohnheiten denken, die nicht nur mit Leidenschaft geführt werden, sondern auch mit Universalitätsanspruch: Ich weiß, was für dich und die Welt und alle Kreatur besser wäre.

Noch einmal: ich will mit keiner Silbe die Richtigkeit dieser Grundsätze anzweifeln. Natürlich sollten Mann und Frau gleichberechtigt sein, überall auf der Welt. Natürlich sind Gesellschaften humaner, wenn sie demokratisch, liberal und rechtsstaatlich organisiert sind, überall auf der Welt. Natürlich ginge es aller Welt besser, wenn man nicht hemmungslos Tiere aufzöge, schlachtete und äße. Natürlich ist das alles immer und überall richtig. Aber genau das ist das Problem.

Wir haben, als Gesellschaft und auch als einzelne Menschen, Grundsätze, die uns so heilig sind, dass wir darüber nicht nur nicht mit uns diskutieren lassen, sondern mehr noch: wir sind der Auffassung, dass sie für alle gelten. Da geht es uns nicht anders als den Redaktoren des Matthäusevangeliums oder den christlichen Missionaren im römischen Reich oder den frühneuzeitlichen Missionaren im spanischen Kolonialreich oder den Missionaren in Afrika des 19. Jahrhunderts: Sie hatten, wie wir, Grundsätze die ihnen so heilig waren, dass sie darüber nicht nur nicht diskutieren lassen wollten, sondern die sie für alle Menschen durchsetzen wollten. Und warum das ein Problem ist, zeigt deren Geschichte. Universale Grundsätze tragen den Keim in sich, im Gestus des Besserwissens vorgetragen zu werden, im Gestus unerschütterlicher Überlegenheit, und notfalls mit mehr oder weniger sanftem Zwang durchgesetzt werden zu wollen. Und das wird, gerade wenn es sich um humane oder liberale Grundsätze handelt, schnell selbstwidersprüchlich.

Aber natürlich spricht das nicht gegen die Richtigkeit der Grundsätze und es heißt nicht, dass wir deswegen diese Grundsätze aufgeben sollten. Das können wir ja gerade nicht, und das wollen wir auch nicht. Die Frage ist eine andere: wie kann man an dem universalen Geltungsanspruch von Grundsätzen festhalten, obwohl man weiß und bestenfalls respektiert, dass diese Grundsätze nicht von allen geteilt werden, für die sie gedacht sind?

Das ist eine enorme Aufgabe, nicht nur für das Funktionieren von Gesellschaften, sondern auch im Feld privater Kommunikation. Wie kann ich an Grundsätzen festhalten, die ich nicht nur für mich, sondern für alle bedeutsam halte, obwohl ich weiß, dass diesen anderen diese Grundsätze nichts bedeuten oder sie sie sogar ablehnen? Anders gefragt: wie kann ich am allgemeinen Geltungsanspruch von Überzeugungen, die mir heilig sind, festhalten, ohne deswegen andere gewaltsam in ihr Glück zu zwingen? Das gleiche noch mal anders gefragt: was passiert, wenn in Diskussionen die üblichen Konfliktvermeidungsstrategien, zum Beispiel: „das kann man so sehen oder auch anders“, nicht mehr funktionieren, weil ich in der speziellen

Frage gerade nicht der Ansicht bin, dass man es auch anders sehen kann und davon auch keinen Millimeter abweiche?

Als die Missionsgesellschaften ab den 1970er Jahren merkten, dass der Preis, den das Christentum für die Durchsetzung seiner universalen Ansprüche gezahlt hatte, hoch war, weil die selbstwidersprüchlichen Schattenseiten der Mission immer deutlicher wurden und immer beklemmender erschienen, haben sie sich genau mit diesem Problem auseinandergesetzt: wie können wir am universalen Geltungsanspruch unserer Grundsätze so festhalten, dass wir gleichzeitig respektieren, dass andere unsere Grundsätze nicht teilen?

Vielleicht liegen im Blick auf die beschriebenen Probleme gesellschaftlicher und privater säkularer Mission ähnliche Lernaufgaben vor uns. Und wenn man die bewältigen will, in Treue zu den eigenen Grundsätzen und dabei trotzdem nicht überheblich, dann führen uns vielleicht drei gedankliche Schritte dort hinein.

Der erste Schritt wäre eine kritische Selbstbefragung. Ich lasse einmal für einen Moment meine Überzeugung von der unerschütterlichen Wahrheit meines Grundsatzes beiseite. Und ich frage stattdessen: warum bedeutet mir dieser Grundsatz eigentlich so viel? Warum bedeutet er mir so viel, dass ich ihn für unverhandelbar, für universell gültig halte? Ich gebe damit den Wahrheitsanspruch meines Grundsatzes nicht auf. Um beim Beispiel zu bleiben: Die Gleichheit von Mann und Frau gilt. Aber warum bedeutet mir das so viel? Welche Gründe gibt es dafür, dass mir das so viel bedeutet? Welche Folgen hat es für mein Leben und mein Denken, dass mir dieser Grundsatz so viel bedeutet?

Der zweite Schritt wäre der Blick auf die anderen, für die das gelten soll. Was bringen die eigentlich mit? Die anderen Menschen, die anderen Völker sind ja nicht einfach nur die Nichtchristen oder die Verächter des Gleichheitsgrundsatzes. Welche Grundsätze haben sie denn ihrerseits, die sie für richtig halten? Welche eigene Religion, im buchstäblichen und im übertragenen Sinne? Und um nicht in die Falle des Streits um Wahrheiten zu tapen, frage ich vermutlich am besten gleich hinterher: was bedeuten ihnen

ihre Grundsätze? Welche stützenden, stabilisierenden, orientierenden Funktionen haben ihre Grundsätze? Was bewegt sie, was motiviert sie? Und der dritte Schritt wäre die differenzierte Suche nach Verbindendem. Noch einmal stelle ich die Wahrheitsfrage vorläufig zurück und frage nach Verbindendem in der Bedeutung, die die anderen und die ich den Grundsätzen beimessen. Vielleicht ist es manchmal gut, sich nicht gleich in die Inhalte zu verrennen, die schnell so umstritten sind und in denen Gemeinsames so schwer zu finden ist. Gibt es aber vielleicht Gemeinsames in den Motiven und in dem Engagement, das die anderen für ihre Grundsätze haben und das ich für meine Grundsätze habe? Haben wir vielleicht sogar ähnliche Motive, Absichten, Gründe, auch wenn die Grundsätze, die wir daraus ableiten, unterschiedlich sind?

Liebe Gemeinde, diese drei Schritte sind es vielleicht für den Anfang einmal, die uns anleiten können, den eigenen Grundsätzen treu zu bleiben, auch dem Universalitätsanspruch der eigenen Grundsätze, aber trotzdem nicht in die Falle des überheblichen Besserwissens zu tappen, im unerschütterlichen Gefühl der eigenen Überlegenheit.

Am Ende muss man vielleicht auch den Redaktoren des Matthäusevangeliums sich genau so annähern, indem man fragt, warum der Missionsbefehl, den sie Jesus in den Mund legten, für sie so eine große Bedeutung hatte. Sie waren, zu Recht, beseelt von der Evidenz der Geschichte von Jesus, der zum Christus wurde. Das teilen wir ja mit ihnen. Wir schütteln zwar, mehr oder weniger verstört über manche Folgen dieses Missionsbefehls in der Christentumsgeschichte, die Köpfe. Aber wer von uns könnte sagen, dass er es gleich besser gewusst hätte? Wenn es nur das wäre, das wir mitnehmen aus der Vertiefung in den Missionsbefehl: die Absicht, Überheblichkeit zu vermeiden in unseren Überzeugungen, auch in unseren unverrückbaren Grundsätzen und in unserer säkularen Mission, dann wäre das schon viel. Amen.

Bildungs-Mission

Apostelgeschichte 8,26–39

Prof. Dr. Ulrike Witten

Exaudi, 01.06.2025

Der Engel des Herrn redete zu Philippus und sprach: Steh auf und geh nach Süden auf die Straße, die von Jerusalem nach Gaza hinabführt und öde ist. Und er stand auf und ging hin. Und siehe, ein Mann aus Äthiopien, ein Kämmerer und Mächtiger am Hof der Kandake, der Königin von Äthiopien, ihr Schatzmeister, war nach Jerusalem gekommen, um anzubeten. Nun zog er wieder heim und saß auf seinem Wagen und las den Propheten Jesaja. Der Geist aber sprach zu Philippus: Geh hin und halte dich zu diesem Wagen! Da lief Philippus hin und hörte, dass er den Propheten Jesaja las, und fragte: Verstehst du auch, was du liest? Er aber sprach: Wie kann ich, wenn mich nicht jemand anleitet? Und er bat Philippus, aufzusteigen und sich zu ihm zu setzen. Die Stelle aber der Schrift, die er las, war diese: „Wie ein Schaf, das zur Schlachtung geführt wird, und wie ein Lamm, das vor seinem Scherer verstummt, so tut er seinen Mund nicht auf. In seiner Erniedrigung wurde sein Urteil aufgehoben. Wer kann seine Nachkommen aufzählen? Denn sein Leben wird von der Erde weggenommen.“ (Jesaja 53,7 f.)

Da antwortete der Kämmerer dem Philippus und sprach: Ich bitte dich, von wem redet der Prophet das, von sich selber oder von jemand anderem? Philippus aber tat seinen Mund auf und fing mit diesem Schriftwort an und predigte ihm das Evangelium von Jesus. Und als sie auf der Straße dahinfuhren, kamen sie an ein Wasser. Da sprach der Kämmerer: Siehe, da ist Wasser; was hindert's, dass ich mich taufen lasse? Und er ließ den Wagen halten und beide stiegen in das Wasser hinab, Philippus und der Kämmerer, und er taufte ihn. Als sie aber aus dem Wasser heraufstiegen, entrückte der Geist des Herrn den Philippus und der Kämmerer sah ihn nicht mehr; er zog aber seine Straße fröhlich.

Liebe Gemeinde,

„Ein Afrikaner wird getauft“¹ – so heißt das kleine Büchlein im Pixi-Buch-Format, das seit vielen Jahren ein beliebtes Give-Away z.B. bei Taufgedächtnisfeiern ist. Es ist Teil der Mini-Bibel-Buchreihe „Was uns die Bibel erzählt“. Bekanntheit erlangte diese Reihe durch ihre Illustrationen von Kees de Kort (1934 – 2022). Der niederländische Künstler hatte in den 1960er Jahren den Auftrag erhalten, für Erwachsene mit kognitiver Beeinträchtigung biblische Erzählungen zu illustrieren.

Seine Bilder zusammen mit den Texten in Leichter Sprache wurden schnell über die ursprüngliche Zielgruppe hinaus populär und prägten Generationen von Kinderbibel-Leserinnen und -Lesern – wobei der Begriff „Leserinnen und Leser“ in die Irre führt: Denn weniger der Text, sondern viel mehr die Bilder erzählen, was passiert. Und auch ich habe mir als Kind diese Geschichte über die Bilder von



Kees de Kort erschlossen und sie kommen mir bis heute als erstes in den Sinn, wenn ich an unseren Predigttext denke.

Wirklich *verstanden* habe ich die Geschichte, die diese Bilder erzählen, als Kind eher nicht. Dafür waren zu viele Dinge anders, als ich sie kannte und ich konnte mir keinen Reim drauf machen: Einen Erwachsenen taufen, einfach so? Ohne Taufstein, ohne Kirche, ohne Gemeinde, ohne anschließende Feier, ohne festliche Kleidung, ohne Familie? Dabei mit dem ganzen Körper im Wasser untertauchen? Und auf den Bildern gehen die beiden Akteure auch noch mit Hose und Schuhen ins Wasser! Auch die Darstellung des „Afrikaners“ durch Kees de Kort vergrößerten mein Unverständnis eher, weil in meiner kindlichen Vorstellung und mehrheitlich auch in dieser Kinderbibel die Menschen alle *weiß* waren.

¹ Haug, Hellmut (ohne Jahr): Ein Afrikaner wird getauft, illustriert von Kees de Kort, in: Was uns die Bibel erzählt, Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft, <https://shop.die-bibel.de/Ein-Afrikaner-wird-getauft/4166> (von dort das Bild).

Wenn ich heute mit meinen Kindern dieselben Bilder anschau, ist es insbesondere die bildliche Darstellung des „Afrikaners“, die mich mehr als nur irritiert. Denn „der Afrikaner“ ist in der Erzählung die einzige person of colour, seine auffallend bunte Kleidung, seine Ohrringe und seine Gesichtszüge sind Imaginationen des „Fremden“, die ihn als *anders* differentsetzen. Das nächste Mal wurde diese Erzählung auf meiner Vocationstagung prominent. Vocationstagung: Das hieß drei Tage Pflicht-Aufenthalt in einem Kloster im Harz, um die kirchliche Lehrerlaubnis zu erhalten, die man braucht, um als Religionslehrerin arbeiten zu dürfen.

Hier stand der Text unter der Frage, wie sich Verstehens- und Bildungsprozesse ereignen, initiieren lassen und was das für die Konzeption religiöser Bildung im Religionsunterricht bedeutet. Und auch hier erinnere ich eher Unverständnis als Verstehen – Bibelverstehen ja, aber Spontantaufe, das ist doch kein Konzept für den Religionsunterricht!

Warum erzähle ich bislang von mir und von meiner Geschichte mit dem Text, statt vom Text selbst? Ich will deutlich machen, dass unser heutiger Predigttext durch seine Rezeption, bei der Weitergabe, durch die Ingebrauchnahme im Kontext religiöser Bildung Rahmungen erhält. Diese Rahmungen prägen unser Verständnis, können es aber auch belasten. Wie rahmt das Thema unseres heutigen Gottesdienstes „Bildungsmission“ den Text?

- Ist der Text eine glatte „Erfolgsgeschichte“? Bibel verstanden, Mensch getauft, Mission erfüllt?
- Oder lässt uns das Thema an die Verbindung von Mission und kolonialer Schuldgeschichte denken, die bis heute Machtasymmetrien und Rassismen hervorbringt?
- Lässt uns Bildungsmission an das inzwischen so häufig für Bildungsprozesse zu hörende „Überwältigungsverbot“ denken? Was allerdings angesichts der Spontantaufe anscheinend nicht zur Geltung kam?
- Und kann man eigentlich von Bildung sprechen, wenn es zur Frage nach der Auslegung der Jesaja-Stelle lapidar heißt: Philippus „predigte ihm das Evangelium von Jesus“? Wir also weder etwas über die konkreten

Inhalte erfahren und überdies eine christologische Auslegung des prophetischen Textes vorgenommen wird?

Sie merken, wenn wir mit der Brille „Bildungs-Mission“ auf den Text schauen, zeigen sich viele problematische Aspekte. Ich denke aber, dass das weniger am Text selbst liegt, sondern daran, dass das Thema unseres heutigen Gottesdienstes eine Provokation ist! Bildung und Mission sind kaum zusammenzudenken. Bildung ist Emanzipation, ist ein ergebnisoffener Prozess, ist Mündigkeit, ist Sache des sich bildenden Subjekts, setzt eine symmetrische Beziehung voraus. Und Mission steht dem in vielen Punkten konträr entgegen: Die Verquickung mit der Kolonialgeschichte zeigt, wie oft Mission verbunden war mit Zwang und Unterdrückung, Mission hat ein klares Ziel, weiß schon längst, was für den anderen das Beste ist, verfestigt Asymmetrien und kann mit „Ergebnisoffenheit“ wenig anfangen.

Vom Thema Bildungsmission aus auf den Text zu schauen, prägt daher schon eine bestimmte Sichtweise. Unser Gottesdienst-Thema erzeugt eine Rahmung, die uns bestimmte Dinge wahrnehmen lässt und andere ausblendet. Daher will ich nun genauer schauen, was der Text selbst erzählt. Der Text hat eindeutig ein Happy End. Er erzählt über die Hauptperson: „er zog aber seine Straße fröhlich.“ (V. 39) Wir haben hier also kein überwältigtes, sich überrumpelt fühlendes Subjekt, das sich fragt: „Was war das jetzt eigentlich?“, „Was ist mit mir geschehen?“ – obwohl das angesichts des Umstands, dass er plötzlich allein da stand, da der Geist des Herrn den Philippus entrückte und der Kämmerer ihn nicht mehr sah, alles andere als ungewöhnlich wäre. Wir hören von einem Menschen, der fröhlich und gestärkt seinen Weg geht: „er zog aber seine Straße fröhlich.“ Wie war es zu diesem „fröhlichen Wechsel“ gekommen? Dazu springen wir vom Ende zum Anfang der Erzählung:

„Der Engel des Herrn“ redete zu Philippus. Philippus gehört zu den sieben Diakonen (Apg 6, 1-7), die sich in Jerusalem um die Versorgung der verarmten Witwen kümmern sollten. Nach dem Tod des Stefanus und der Zerstreuung der Jerusalemer Gemeinde geht Philippus nach Samarien und predigt dort höchst erfolgreich. Der eigentliche „Drahtzieher“ in der Erzählung ist jedoch der Engel des Herrn, denn er schickt Philippus los: „Steh auf

und geh nach Süden auf die Straße, die von Jerusalem nach Gaza hinabführt und öde ist.“ (V. 26) Dieses Ziel ist alles andere als attraktiv. Philippus aber lässt sich darauf ein und geht los. Und auf dieser Straße trifft er den „Kämmerer“ aus Äthiopien. Wir kennen seinen Namen nicht, aber erfahren einiges über seine Lebenssituation. Tausende Kilometer hatte er sich auf den Weg gemacht, war von Äthiopien nach Jerusalem gereist, um dort beten zu können. Er ist Hofbeamter der Kandake, der Königin der Äthiopier. Er ist ihr Schatzmeister und als solcher Eunuch, d.h. ein kastrierter Mann, der aus diesem Grund nicht Jude werden kann. Nun befindet der Kämmerer sich auf dem Rückweg von Jerusalem, sitzt auf seinem Wagen und liest laut aus der Jesaja-Schriftrolle vor. „Er will [also] verstehen, was es mit Gott auf sich hat.“²

Und in diese suchende Situation schickt der Geist Philippus und sagt: „Geh hin und halte dich zu diesem Wagen!“ (V. 29) Philippus hört, dass der Kämmerer den Propheten Jesaja liest und fragt: „Verstehst du auch, was du liest?“ (V. 30) Es ist die erste von fünf Fragen, die in diesem dialogisch konzipierten Text gestellt wird: „Verstehst du auch, was du liest?“ Der Kämmerer antwortet mit einer Gegenfrage: „Wie kann ich, wenn mich nicht jemand anleitet?“ (V. 31) Er bittet Philippus neben sich auf seinen Wagen und beginnt laut Jesaja 53,7-8 zu lesen. Erzählerisch geschickt steht nun genau dieser prophetische Text im Zentrum der Geschichte. Die Frage des Kämmerers zeigt, dass er sich schon mit dem Text auseinandergesetzt hat, denn er fragt nicht einfach: „Was heißt denn das?“, sondern er fragt gezielt: „Ich bitte dich, von wem redet der Prophet das, von sich selber oder von jemand anderem?“ (V. 34)

Und mit dieser Frage und der Reaktion des Philippus darauf werden wir mit hineingenommen in die Deutungen derjenigen, die in den prophetischen Gottesknecht-Vorstellungen Israels „die Geschichte Jesu wiederentdeck[en]“ und so versuchen, zu verstehen, was nicht zu verstehen ist. Was geschehen ist, deuten sie mit Hilfe dieser Texte: dass das Leben Jesu „er-

² Meyer-Blanck, Michael (2024): Reisen und Verstehen, in: Göttinger Predigtmeditationen, Bd. 78, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 354–359.

niedrigt und ‚von der Erde weggenommen‘ wurde [...], dass der Erlöser endete ‚wie ein Schaf, das zur Schlachtung geführt wird‘ und seinen Mund nicht mehr auftat.“³ Die prophetischen Texte werden benutzt, um das Unfassbare zu verstehen: In sie hinein wird die Jesusgeschichte gelesen und verstanden. Zwar kennen wir die Antwort des Philippus nicht, da nur gesagt wird, dass er ihm das Evangelium von Jesus predigt, aber wir werden in dieser Gesprächssituation in den Deutungs- und Verstehensprozess der ersten Christen „live“ mit hineingenommen.

Und die beiden fahren weiter die Straße entlang, kommen an ein Wasser und es folgt die nächste Frage. Der Kämmerer fragt: „Siehe, da ist Wasser; was hindert's, dass ich mich taufen lasse?“ (V. 37) Es bleibt eine rhetorische Frage, denn er stoppt den Wagen, beide steigen ins Wasser, Philippus tauft ihn. Und auch hier werden wir mit hineingenommen in offene Fragen und Diskussionen innerhalb der jungen Jesus-Bewegung. Die Taufe des Kämmerers zeigt, dass auch Nichtjuden Christen werden können.

Und nach der Taufe geht dann alles ganz schnell: Als sie aus dem Wasser kommen, wird Philippus entrückt, der Kämmerer sieht ihn nicht mehr: Er zog aber seine Straße fröhlich.

Wie lässt uns nun der Text das Feld von Mission und Bildung verstehen? Bildungs-Mission wird in diesem Text in ein neues Licht gestellt. Was ich vorhin problematisiert habe, stellt sich hier anders dar. Wir werden mitgenommen in eine tiefe Suche, in einen durch Fragen induzierten Auseinandersetzungsprozess, in ein Irritiertwerden durch das, was zunächst unverständlich erscheint, in einen Prozess des Berührtwerdens bei einem spontanen Aufeinandertreffen zweier Menschen, in eine Augen öffnende Begegnung bei der gemeinsamen Text-Lektüre. Dabei verdichten sich Fragen der jungen Jesus-Bewegung und der Text selbst wird zum Medium von Deuten und Verstehen. Also zum Medium eines Bildungsprozesses, in den auch wir heute noch eintreten können.

³ Ebd., 355.

Bildung zeigt sich hier in einem viel ursprünglicheren Sinne als wir es heute häufig sehen, wo wir zwar von „Bildung“ sprechen, aber viel zu oft verengend „Ausbildung“ oder „Allgemeinbildung“ meinen. Bildung nicht nur als Welterschließung, sondern als Widerfahrnis und Anverwandlung kommt in dieser Erzählung auf besondere Weise zum Ausdruck. Dieser besondere Bildungsprozess, der das Subjekt verändert, ist eingebettet in eine missionarische Begegnung auf Augenhöhe, die darauf wartet, zum Mitfahren eingeladen zu werden, die zuerst zuhört und mit Fragen arbeitet, statt fertige Antworten zu geben, – die nicht überwältigt, sondern zeigt, was man liebt.⁴ Amen.

⁴ Steffensky, Fulbert (2009): Lassen und nicht im Stich lassen. Momente einer interreligiösen Grammatik. Vortrag zur Festveranstaltung „Dialog der Religionen – für die Zukunft bilden“, online unter https://www.beaonline.de/wp-content/uploads/2015/06/2009_Jubilaum_Fulbert_Steffensky_Lassen_und_nicht-im_Stich_lassen_Momente_einer_interreligioesen_Grammatik.pdf. Vgl. Steffensky, Fulbert (2000): Damit die Träume nicht verloren gehen! – Religiöse Bildung und Erziehung in säkularen Zeiten, in: Locomer Pelikan 4, 171–176.

Gerechtigkeits-Mission

Jesaja 42,1–9

Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Levin

Trinitatis, 15.06.2025

Liebe Gemeinde,

„Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Jh 20,21), sagt der Auferstandene Jesus am Schluss des Johannesevangeliums zu den verzagten Jüngern. Am Schluss des Matthäusevangeliums steht der Missionsbefehl: „Gehet hin und lehret alle Völker. Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ (Mt 28,19) – die älteste volle Erwähnung der Trinität. Das Christentum ist von Anfang an eine missionierende Religion gewesen. In Matthäus 10 ist Jesus die Aussendungsrede in den Mund gelegt worden. Sie enthält schon Verhaltensregeln für die Boten. Auch Paulus sah seine Aufgabe als Apostel in der Mission. Das Wort „Apostel“ bedeutet „Sendbote“, also „Missionar“. Wenn die Kirche „auf den Grund der Apostel und Propheten“ (Eph 2,20) erbaut ist, besagt das, dass sie aus der Mission hervorgegangen ist und dass Mission ihre Aufgabe ist. Es gibt keine lebendige Kirche ohne Mission.

Und die Ausbreitung geht weiter. Das Christentum ist heute die am stärksten wachsende Weltreligion. Das gilt vor allem in Afrika, in Südamerika und in Teilen Asiens. Korea ist im Begriff, ein christliches Land zu werden. Meine eigene Kirche, die Herrnhuter Brüdergemeine oder Moravian Church, verbreitet sich im östlichen Zentralafrika von Land zu Land, ohne dass daran irgendeine Initiative aus Europa oder Nordamerika mehr beteiligt wäre. Überrascht höre ich, dass es auch in dem durch Erdbeben erschütterten Myanmar in Asien eine Gemeinde meiner Kirche gibt, wo man keine Christen vermutet. Solche Nachrichten gibt es viele.

Dem steht freilich gegenüber, dass das Christentum in jener Weltgegend, wo es seinen Ursprung hat, weitgehend verschwunden ist. Syrien, Kleinasien und Nordafrika waren in der Antike blühende Zentren. Davon sind nur Reste geblieben, die in der Gegenwart vermehrt unter Druck stehen. Der Versuch der Kreuzritter, diese Entwicklung rückgängig zu machen, hat sie

nur beschleunigt. Auch in Europa sind die Kirchen auf dem Rückzug. Ein wachsender Teil der Bevölkerung hat verblüffenderweise überhaupt kein religiöses Bedürfnis mehr. Denen fehlt nichts, wenn die Kirchen fehlen. Ob das der Gesellschaft gut tut, mögen andere entscheiden. Es ist aber eine Mahnung, dass das Dasein der Kirche keine Selbstverständlichkeit ist. Es ist auch kein Selbstzweck. Unserem Selbstwertgefühl mag es missfallen, wenn die Kirche immer kleiner wird. Wer ist schon gern ein Exot in der Minderheit. Für Gott gilt das aber nicht. Ihm genügen bekanntlich zwei oder drei. Der Grund der Kirche liegt nicht in ihr selbst, und auch ihr Ziel liegt nicht in ihr selbst. Das kann uns angesichts der Entwicklung auch ein bisschen gelassener machen. Und es kann helfen, wenn wir uns fragen, was denn der Sendungsauftrag, den wir Christen nun einmal haben, in der Gegenwart ist.

Dabei sollten wir zwischen Sendungsauftrag und Sendungsbewusstsein unterscheiden. Bei Menschen mit Sendungsbewusstsein habe ich immer Schwierigkeiten, selbst wenn sie nicht mit der Kettensäge tanzen. Wenn mir solche Leute begegnen, trete ich unwillkürlich mehrere Schritte zurück, innerlich wie äußerlich. Neulich ist es mir auf dem Odeonsplatz wieder passiert. Ich habe dem jungen Mann, der mich ansprechen wollte, sofort und reflexhaft die Schulter gezeigt, weiß deshalb nicht, ob er mir einen Handyvertrag andrehen wollte, die Mitgliedschaft in einem Tierschutzverein, oder mir Jesus nahebringen wollte. Ich ertrage das nicht. Manchmal treten solche Missionare auch in Gruppen auf und singen gefühlige Lieder. Dann werden meine Schritte noch schneller. Da sind mir jene Gestalten lieber, die in der Unterführung stumm ihre Heftchen zeigen und die Blicke der Passanten über sich ergehen lassen. Sie halten das für ihre religiöse Pflicht. Wieder andere klingeln an der Wohnungstür, meist zu zweit und sehr adrett gekleidet. Es ist zwecklos, sich auf sie einzulassen. Sie werden nicht verstehen, dass man auch dann ein Christenmensch sein kann, wenn die Welt nicht in sechs Tagen erschaffen worden ist.

Man muss sich nun freilich vorsehen, dass man nicht vor lauter Vorsicht und möglicher Scham ins Gegenteil verfällt und hierzulande auf Mission ganz

verzichtet. Die Milieus, in denen man sich religiös unter Seinesgleichen bewegt, werden kleiner. Da droht auch Vereinsmeierei und Klüngelwesen, und es gerät in Vergessenheit, dass das Evangelium wahr ist, weil es unterschiedslos allen Menschen gilt. Religion ist für Christen keine Privatsache, auch wenn das manche lieber sähen, die der Kirche vorwerfen, sich wie eine NGO aufzuführen. Der christliche Glaube ist nichts für Feiglinge. Aber wie soll man es anfangen? Wie macht man es richtig?

Der Auftrag zur Mission ist eine Besonderheit des Neuen Testaments. Im Alten Testament fehlt er. Das bedeutet nicht, dass das alttestamentliche Judentum sich gegenüber der nichtjüdischen Welt verschlossen hätte. Aber man trat nicht von sich aus nach außen, sondern erwartete, dass andere die Attraktivität des Judentums erkennen und sich anschließen würden: „Die Völker werden herzulaufen, und viele Heiden werden hingehen und sagen: Kommt, lasst uns hinauf zum Berg des Herrn gehen und zum Haus des Gottes Jakobs, dass er uns lehre seine Wege und wir in seinen Pfaden wandeln“ (Mi 4,1–2). Diese Erwartung mag sehr hochgemut gewesen sein und hat sich nur in Grenzen erfüllt. Sie hat aber geholfen, die religiöse Identität zu wahren, und hat den Heiden auch manche Zumutung erspart.

Dessenungeachtet enthält das Alte Testament Hinweise, wie gute Mission zu geschehen hat. Besonders lehrreich ist das erste Gottesknechtslied in Jesaja 42.

Siehe, das ist mein Knecht, den ich halte, und mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich habe ihm meinen Geist gegeben; er wird das Recht unter die Heiden bringen. Er wird nicht schreien noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen. Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen. In Treue trägt er das Recht hinaus. Er selbst wird nicht verlöschen und nicht zerbrechen, bis er auf Erden das Recht aufrichte; und die Inseln warten auf seine Weisung. – So spricht Gott, der Herr, der die Himmel schafft und ausbreitet, der die Erde macht und ihr Gewächs, der dem Volk auf ihr den Atem gibt und Lebensodem denen, die auf ihr gehen: Ich, der Herr, habe dich gerufen in Gerechtigkeit und halte dich bei der Hand. Ich habe dich geschaffen und bestimmt zum Bund für das Volk, zum

Licht der Heiden, dass du die Augen der Blinden öffnen sollst und die Gefangenen aus dem Gefängnis führen und, die da sitzen in der Finsternis, aus dem Kerker. Ich, der Herr, das ist mein Name, ich will meine Ehre keinem andern geben noch meinen Ruhm den Götzen. Siehe, was ich früher verkündigt habe, ist gekommen. So verkündige ich auch Neues; ehe denn es sprosst, lasse ich's euch hören.

Dieser Abschnitt aus dem Zweiten Jesaja wurde zu Zeiten sehr unterschiedlich verstanden. Wer ist der Knecht, der hier angeredet wird? Ursprünglich hatte der König das Amt, das Recht aufzurichten und mit dem Recht die Ordnung im Zusammenleben der Menschen und in den Rhythmen der Natur zu begründen und zu bewahren. Das tat er nicht aus eigener Machtvollkommenheit – jedenfalls dem Anspruch nach –, sondern als Sachwalter und Vasall seines Gottes. Bei der Inthronisation wurde der Auftrag dem Gott in den Mund gelegt und als Berufung zelebriert: *Siehe, das ist mein Knecht. Ich habe ihm meinen Geist gegeben, und er soll das Recht unter die Völker bringen.* Dazu verspricht ihm der Gott seinen Beistand: *Ich, der Herr, habe dich gerufen in Gerechtigkeit und halte dich bei der Hand.*

Man spürt jedoch, dass es bei dem Knecht, der in Jesaja 42 angeredet wird, nicht um das übliche Königtum geht. Die Fürsorge des Berufenen soll nicht dem eigenen Land und dessen Bewohnern gelten, sondern den Völkern der Welt. Zugleich braucht dieser Knecht in ungewöhnlichem Maß den Beistand seines Gottes: *Er wird nicht verlöschen und nicht zerbrechen.* Er ist also zerbrechlich, vielleicht schon selbst zerbrochen.

Die Judäer hatten nach der babylonischen Eroberung ihr Königtum verloren und mussten seither selbst jene Aufgabe wahrnehmen, mit der vordem ihr König betraut war. So wurde Israel der Gottesknecht. Nicht der König, sondern das Volk wird angesprochen und beauftragt. Wenn der König aber über das Volk gesetzt war, so konnte das Volk in der Rolle des Königs sich nicht selbst regieren. Deshalb treten in einer sehr merkwürdigen Überhebung die anderen Völker an diese Stelle. Das Gottesvolk, klein und machtlos, wie es war, bekommt die Aufgabe, das Recht in die ganze Welt zu tragen.

Dieser kollektive Knecht soll das auf eine ganz eigene Weise tun: *Er wird nicht schreien noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen. Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen. In Treue trägt er das Recht hinaus.* Er wird sich zuverlässig an das Recht halten. Er wird sich in seinen politischen Entscheidungen nicht über die Rechtsprechung hinwegsetzen. Man wird sich auf ihn verlassen können. Er wird auf den Rummel der Medien verzichten und sich nicht selbst zur Schau stellen. Er wird seine Fürsorge an erster Stelle den Schwachen widmen, den Geknickten, den an die Wand gedrückten, denen, deren Licht nur noch glimmt. Er wird sich auch seiner eigenen Schwäche bewusst sein. Er wird auf alle Selbstherrlichkeit verzichten, weil er weiß, dass er nur lebt und regiert, weil Gott ihn hält, der allein *die Himmel schafft und ausbreitet, der die Erde macht und ihr Gewächs, der dem Volk auf ihr den Atem gibt und Lebensodem denen, die auf ihr gehen.* Ich brauche nicht zu sagen, wie himmelschreiend dieser Maßstab politischen Handelns in der Gegenwart verletzt wird, wo die Brandstifter das Sagen haben.

Als die frühen Christen verstehen wollten, was es mit dem Kommen Gottes in Jesus Christus auf sich hat, wurde unter anderen alttestamentlichen Texten dieser Abschnitt besonders beredt. Im Matthäusevangelium wird er breit zitiert. Man erkannte das Wirken Jesu darin wieder: Gott hatte ihm seinen Geist gegeben. Er war berufen in Gerechtigkeit. Er schrie nicht und machte keinen Lärm auf den Gassen. Das geknickte Rohr zerbrach er nicht, und den glimmenden Docht löschte er nicht aus; im Gegenteil: „Er hat uns allen wohlgetan, den Blinden gab er das Gesicht, die Lahmen macht’ er gehend, er sagt’ uns seines Vaters Wort, er trieb die Teufel fort, Betrübte hat er aufgerichtet’, er nahm die Sünder auf und an, sonst hat mein Jesus nichts getan“ (Matthäuspasion, Nr. 48 Rezitativ). Dann aber wurde er selbst zerbrochen und ausgelöscht.

Das Ende, das Jesus genommen hat, widersprach der Verheißung: *Er selbst wird nicht verlöschen und nicht zerbrechen.* Aber an Ostern wurde diese Verheißung erneuert. Und seither gilt sie auch uns. Deshalb wechselte die Zuschreibung des alttestamentlichen Textes ein weiteres Mal: Wir alle sind

berufen, Knecht Gottes bzw. (damit das Folgende nicht missverstanden wird) „des Herrn Magd“ (Lk 1,38) zu sein. Es sind jetzt wir, denen er seinen Geist gegeben hat. Wir alle haben den Auftrag, in Treue das Recht hinauszutragen. Das verpflichtet uns, und muss uns doch keine Angst machen. Denn es gibt ein paar entlastende Bedingungen, die das Gottesknechtslied klar benennt.

(1) Wir sind Knechte, nicht die Herren des Verfahrens. *Ich, der Herr, das ist mein Name, ich will meine Ehre keinem andern geben noch meinen Ruhm den Götzen* und auch nicht meinen Knechten. Gott ist der Herr der Ernte (Mt 9,38). Diejenigen, die er sendet, sind nicht in eigener Sache unterwegs. Das befreit von allem Erfolgszwang. Wir müssen nicht das Gottesreich auf Erden errichten. Es kommt von selbst. Gerade in Zeiten des Mitgliederschwunds, wenn es nicht mehr um die Ausbreitung, sondern geradezu um die Rettung des Christentums zu gehen scheint, ist wichtig, sich bewusst zu halten, dass das Dasein der Kirche kein Selbstzweck ist. Zu Panik besteht kein Anlass.

(2) Der Knecht Christi *wird nicht schreien noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen*. Er wird keinen Lärm machen und nicht auf die Pauke hauen. Er weiß, dass er von Gott gehört wird, und dass er darum nicht zu schreien braucht, damit man ihn überhaupt hört oder sieht. Er muss sich um die eigene Geltung nicht sorgen, weil er sich als Knecht in Gottes Obhut weiß. Deshalb wird er auch nicht seinen eigenen Glauben zum Thema machen, sondern das Evangelium von der voraussetzungslosen Liebe Gottes. Das wird er leise tun, oft sogar ohne Worte. Er wird mehr hören und zuhören als reden. Er wird sein Gegenüber nicht als jemanden sehen, den man zu seinem Heil bekehren muss, sondern als einen, der Gottes geliebtes Geschöpf ist wie ich, der das aber vielleicht gar nicht weiß – so wie es ja auch mir immer wieder gesagt werden muss.

(3) Der Knecht Christi *wird das geknickte Rohr nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen*. Er wird stattdessen als Knecht auf seinen Herrn sehen, der auch ein geknicktes Rohr war und gelitten hat. Der Blick auf das Kreuz Jesu ist ein wirksames Mittel gegen religiösen und sonstigen Hochmut. Das ist gerade in der Mission von Bedeutung. Der

Knecht Christi weiß auch, wie schnell er selbst geknickt sein kann. Geknickt werden kann er schon durch die Lebensumstände seiner Herkunft und unversehens durch Schicksalsschläge, aber schnell auch durch eigene Schuld, weil er etwas getan hat, was er nicht hätte tun sollen, oder etwas unterlassen hat, was er hätte tun sollen. Die Selbstvorwürfe knicken am meisten. Der Knecht Christi wird das geknickte Rohr nicht zerbrechen, weil er selbst nicht ohne Knacks ist, und weil man ein geknicktes Rohr viel besser als durch Ratschläge dadurch stabilisiert, dass man es an ein anderes Rohr bindet. Dieses andere Rohr kann dann ruhig selbst geknickt sein. Es hält trotzdem.

(4) *In Treue trägt der Knecht Christi das Recht hinaus.* Er hat bei seinem Handeln Maßstäbe, die er nicht selbst gesetzt hat und an die er sich gebunden hält. Das sind zuallererst die elementaren Grundlagen des Rechts: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Und: „Vor dem Gesetz sind alle gleich.“ Vor dem Recht soll es keine Privilegien geben. Gerade weil kein Mensch dem anderen gleicht, jeder ein unverwechselbares Individuum mit seinen Eigenheiten und Bedürfnissen ist, soll keiner gleicher sein als der andere. Das ist das genaue Gegenteil des Rasenmäherprinzips. Es gilt auch vor Gott. „Es ist hier kein Unterschied; es ist über alle derselbe Herr, reich für alle, die ihn anrufen“ (Röm 10,12). Das Evangelium ist universal. Die Gleichheit vor Gott wird nicht als Strafgerechtigkeit definiert, sondern durch den Reichtum der Gnade. Diese Gleichheit verbindet. Aus ihr entsteht die Kirche. Diese Gleichheit ist auch der eigentliche Beweggrund und die Kraft der Mission. Wirksame Mission geschah in der Geschichte der Kirche nicht durch Belehrung, sondern indem Menschen als Gleichberechtigte zur Gemeinschaft der Heiligen hinzukamen. Dabei bringt jeder, der hinzukommt, sich selbst ein. Das verändert die Gruppe, und das müssen und können wir aushalten. Das müssen wir sogar wollen, denn darin zeigt sich der Reichtum der Gnade.

Die Folge ist, dass christliche Gemeinden überall eine je eigene Prägung haben. Das gilt schon innerhalb einer und derselben Landeskirche und einer und derselben Stadt, und es gilt weltweit, oder mit dem griechischen

Begriff: in der Ökumene. Das Christentum zeichnet sich aus durch Vielgestalt. Manche mögen diese Vielfalt verwirrend finden und sich fragen, wo denn unter diesen Bedingungen das Eigentliche, Verbindende bleibt. Sie sind dann froh, dass es wenigstens einen Papst gibt. Das Eigentliche zeigt sich in der Vielfalt. Kirchen, die aus der Mission anderer Kirchen hervorgegangen sind, sind von ihrer Mutterkirche oft bemerkenswert unterschieden. Wenn es für mich so etwas wie ein religiöses Erleben gibt, dann besonders in der Teilhabe an Gottesdiensten in anderen Konfessionen, in anderen Ländern und Erdteilen, in anderen Sprachen. Bei solcher Gelegenheit werde ich mir meiner eigenen Prägung bewusst, und zugleich erfahre ich, dass ich dazugehöre. Daraus folgt als praktische Aufgabe für die Kirche: „Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch (Ps 24,7), dass die Menschen einziehen!“ Senkt die Schwelle, so gut ihr immer könnt.

(5) Und noch ein letzter Punkt: Auf der Weltmissionskonferenz 1952 wurde auf Vorschlag von Karl Hartenstein, dem Großvater unseres hiesigen Alttestamentlers, der Begriff „Missio Dei“ als Leitbegriff eingeführt, der seither die missionstheologische Theoriebildung bestimmt. Man erkannte: Die Mission ist kein Menschenwerk, auch kein Werk der Kirche. In ihr handelt Gott selbst und setzt seinen Heilswillen für alle Menschen durch. Wenn wir als seine Knechte uns an diesem Werk beteiligen, dann weil der Herr der Ernte uns berufen hat. *Ich, der Herr, habe dich gerufen in Gerechtigkeit und halte dich bei der Hand.* Das muss nicht bedeuten, dass wir uns als „unnütze Knechte“ (Lk 17,10) verstehen. Wir werden gebraucht. Aber die Verantwortung für den Erfolg liegt nicht bei uns. Und der Maßstab des Erfolgs ist nicht das Leistungsprinzip. „Dein Senfkorn, arm und klein, wächst ohne großen Schein doch zum Baume, weil du, Herr Christ, sein Hüter bist, dem es von Gott vertrauet ist“ (EG 256,5). Amen.

Friedens-Mission

Johannes 14,27

Prof. Dr. Reiner Anselm

2. So. nach Trinitatis, 29.06.2025

Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.

Liebe Gemeinde,

zu welcher Gruppe gehören Sie: Werfen Sie auch jeden Morgen als erstes einen ungläubigen Blick auf die Schlagzeilen der Nacht, getrieben von der neugierigen Sorge davor, dass wieder ein neuer Konflikt, eine neue Eskalation auftauchen könnte? Oder sind Sie eher auf der Seite derer, die das alles nicht mehr sehen können und daher versuchen, alle Nachrichten zu ignorieren? Möglicherweise fühlen Sie sich sogar bei denen am wohlsten, die vornehmlich über die verschiedenen Internet-Plattformen für ihre Wege zum Frieden werben und sich als die wirklichen Friedens-Missionare anpreisen.

Ich gebe zu, ich kann allen drei Reaktionsmustern etwas abgewinnen – ja, sogar auch dem letzten. Die bange Sehnsucht, es möge doch endlich die Welt wieder zur Vernunft und zum Frieden finden, teile ich in jeder Hinsicht, ebenso die Sorge, dass es zu einer unkontrollierten Eskalation kommen könnte. Wie wahrscheinlich viele meiner Generation erlebe ich etwas zum zweiten Mal, das ich nicht mehr erleben wollte: Die Angst vor einem großen Krieg auch hier bei uns und die Sorge um den Weltfrieden. Zusammen mit vielen Zeitgenossen hat mich diese Frage zu Beginn der 1980er-Jahre stark beschäftigt und ich war sicher, dass die Friedensbewegung auf der richtigen Seite stand. Berufsfriedensbewegter zu werden war sicher eine Motivation, die mich zum Theologiestudium und auch zur theologischen Ethik gebracht hat. Wir waren sicher, dass wir den Frieden durch unsere Demos und unseren Protest maßgeblich gesichert hatten. Und der Lauf der Geschichte schien das alles ja auch so wunderbar zu bestätigen: Die Wende

von 1989, der Einstieg in die START-Verträge zur nuklearen Abrüstung 1991, die ermutigende Erfahrung internationaler Zusammenarbeit in der Kuwait-Krise.

Vielleicht hätte man auch damals schon sehen können, dass in Vielem der Wunsch über eine nüchterne Einschätzung dominierte. Doch die Sehnsucht nach Frieden und die Überzeugung, dass der Weg, der zumindest für mich mit den Nachrichten von der Hofgarten-Demo im Oktober 1983 begonnen hatte, richtig ist, waren viel stärker. Mich mehr mit diesen Fragen zu beschäftigen, prägte mein Studium, zuerst bei Trutz Rendtorff, der eigentlich eine Gegenposition zu dem vertrat, was die meisten von uns für richtig hielten, dann bei Wolfgang Huber und bei Hans Ruh, einem vehementen Vordenker der Abrüstung. Mit der näheren Beschäftigung mit diesen Fragen wurde mir zwar immer mehr deutlich, dass es keine einfachen und vor allem keine schnellen Lösungen gibt, und doch merke ich auch, dass ich gern der Versuchung nachgeben möchte, solche einfachen Lösungen zu finden oder aber eben einfach den Kopf in den Sand zu stecken und mich in das Biedermeier einer heilen Welt zu flüchten.

Naiv, vielleicht sogar gefährlich waren aber nicht nur die, die davon überzeugt waren, dass man durch einseitige Signale und dem Verzicht auf Rüstung den Frieden erreichen könnte. Auch die sogenannten Realisten, die nach 1990 meinten, durch kurze militärische Interventionen im Sinne einer Polizeiaktion, getragen durch die internationale Rechtsordnung den Frieden und eine gerechtere Gesellschaft herstellen zu können, agieren, vorsichtig formuliert, unterkomplex. Die Erfahrung zeigt: Einmal angewendet, ist Gewalt schwer zu kontrollieren. Und wie glaubwürdig die sind, die sich nach dem Einsatz von militärischer Gewalt als Friedensstifter inszenieren möchten, können Sie für sich selbst entscheiden.

Heute ist mir klar: Frieden stellt ein extrem komplexes Phänomen dar. Jede Friedensethik, jede Sicherheitspolitik muss sich mit unterschiedlichsten, konkurrierenden Interessen auseinandersetzen, zudem mit strategischen Zielen, Machtphantasien Verklärung des Eigenen ebenso wie Verklärung von Macht und Gewalt. In diesen Unübersichtlichkeiten der Welt verfügen

Christinnen und Christen nicht über ein politisches oder strategisches Sonderwissen, dass sie sehen ließe, was andere nicht sehen können. Sie haben auch keine Patentrezepte, wie strittige Fragen über Abschreckung, Gewalt, Waffenlieferungen oder den Primat der zivilen Friedensarbeit am besten entschieden werden können. Ihre Friedensmission kann daher kein Auftritt sein, der anderen nun mal erklärt, wie es gehen soll. Mehr noch: Sie darf es auch nicht sein, denn in dieser Überzeugung, es genau zu wissen, wie Frieden zu bringen und wie Frieden aussehen könne, ist in der Geschichte des Christentums viel zu viel Unheil angerichtet worden.

Und doch: Die Aufforderung der Bergpredigt, Friedensstifterinnen und Friedensstifter zu sein, lässt sich nicht einfach aus dem Christentum entfernen. Sie stellt einen unverzichtbaren Bestandteil christlicher Lebensführung dar. Wie ein solches Wirken als Friedensstifterinnen und Friedensstifter in der Nachfolge Jesu aussehen könnte, dafür liefert der Predigttext für den heutigen Sonntag ermutigende und unverzichtbare Anhaltspunkte. Der kurze Textausschnitt aus dem 14. Kapitel des Johannesevangeliums entstammt den sogenannten Abschiedsreden. Ein zentrales Motiv der Abschiedsreden ist es, gegenüber den Jüngern Zuversicht zu erzeugen trotz der bevorstehenden Passion Jesu. Dazu hebt der Jesus des Johannesevangeliums hervor, dass er zu seinem Vater zurückkehren wird, um die himmlische Heimstätte für die zu bereiten, die an ihn glauben und die er dereinst zu sich holen wird. „Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten“, spricht Jesus am Anfang des 14. Kapitels. Diese Verheißung nimmt auf, was schon in den vorangegangenen Kapiteln des Evangeliums zum Ausdruck gebracht worden war: Jesus hat vom Vater die Vollmacht bekommen, Menschen zu Gott zu bringen und ihnen das ewige Leben zu geben. Die sich an Jesus halten, können darauf vertrauen, dass sie das ewige Leben haben werden. „Denn wer mich sieht, der sieht auch den Vater“ hebt das Johannesevangelium hervor (Joh 12, 45)

Zwei Elemente machen es aus, sich in dieser Welt an Jesus zu halten und damit zu seinen Jüngern, seine Nachfolgenden zu zählen: Die Liebe zu Jesus

Christus und das Halten seiner Gebote. Beides hängt unmittelbar zusammen, denn Glauben und Handeln lassen sich nicht trennen. In beidem sind die Glaubenden – auch wir als die Leserinnen und Leser des Johannes-evangeliums – aber nicht auf sich allein gestellt. Denn wie Jesus denen, die bei ihm waren, den Weg zum Vater gezeigt hat, so wird nach dem Weggang des Auferstandenen der Geist Gottes, der Tröster, denen gegeben, die an Jesus glauben. Er wird bei ihnen bleiben, sie lehren und ihnen helfen, die Botschaft Jesu zu bewahren – auch dann, wenn Jesus selbst nicht mehr sichtbar unter ihnen ist. Wer glaubt, dem ist der Beistand des Geistes sicher, durch ihn erhalten wir den Zugang zur Botschaft Christi und haben darüber eine himmlische Heimstatt, gehören zu Gott und seinem himmlischen Reich.

In diese hoch theologischen Passagen hinein, die später eine wichtige Grundlage für die Formulierung des Christologischen Dogmas sowie der Trinitätslehre wurden, spricht Christus denen, die sich zu ihm halten, seinen Frieden zu, der Trost, Zuversicht und Gewissheit vermitteln soll: „Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht“ (Joh 14,27). Der Friede, der von ihm ausgeht, ist der Friede, der uns bei Gott in Aussicht gestellt ist. Inmitten einer Welt, die unübersichtlich und auch grausam, die verletzend und verletzlich ist, soll dies Trost und Zuversicht vermitteln.

Dieser Friede bei Gott wird in seiner Fülle erst im kommenden Reich Gottes vollendet sein – dort, wo Leid und Gewalt, Selbstsucht und Tod ein Ende finden. Wie die Nachfolge Jesu und das Halten seiner Gebote unmittelbar zusammengehören, so stellt die Orientierung an dem Frieden Gottes einen unaufgebbaren Bestandteil christlicher Lebensführung dar. Christinnen und Christen sind Botschafterinnen des Friedens Gottes, wohl wissend, dass unter irdischen Bedingungen sich die Kennzeichen dieses Friedens, der Schutz vor Gewalt, der Ausgleich von Freiheit und Gemeinschaft, das richtige Verhältnis von Wohlstand und Umweltschutz, ein Leben in Freiheit und Vielfalt nicht wird herstellen lassen.

Die Friedensmission von Christinnen und Christen beinhaltet daher von An-

fang an zwei Elemente: Das Wissen und die Gewissheit, sich an dem Frieden, den Gott schenkt orientieren zu können – und das Eingeständnis, dass dieser Friede unter irdischen Bedingungen sich nicht wird realisieren lassen. Für den Frieden einzutreten, ist für Christinnen und Christen immer auch mit einer Haltung der Demut und der Vorsicht verbunden, Denn sie wissen, dass gerade die verschiedenen Vorstellungen von Gerechtigkeit und Freiheit selbst nur zu leicht Quelle von Unfrieden, Gewalt und Krieg sein können. Statt also mit Verve die eigene Überzeugung vor sich her zu tragen und andere an den moralischen Pranger zu stellen, ist das Friedensstiften von Christinnen und Christen geprägt von einer Haltung des Hörens, des Ausgleichs, dem Beharren auf der Einhaltung des Rechts, das die unterschiedlichen Vorstellungen des guten Lebens zu einem friedlichen Miteinander zusammenführt.

Weil sie für das Recht eintreten und sich selbst darum bemühen, das Recht zu befolgen, bekennen sich Christinnen und Christen auch zu rechtserhaltender Gewalt. Sie unterstützen im Inneren die Sicherheitskräfte und ihre Arbeit, im Äußeren das internationale Recht, zu dessen Schutz als letzte Möglichkeit auch der Einsatz militärischer Gewalt gehört. Daher ist der Dienst in den Streitkräften eine mögliche Option für sie. In allen Feldern der Gesellschaft und der Politik wirken sie darauf hin und treten auch dafür ein, dass die Unversehrtheit von Einzelnen wie die von Staaten garantiert ist und garantiert wird. Doch weil sie wissen, dass Gewalt immer auch in der Gefahr steht, sich in den Kreislauf von Gewalt und Gegengewalt zu verstricken, beharren sie darauf, dass jeder Gewalteinsatz nur dann legitim ist, wenn er sich auf das Recht stützt.

Die christliche Friedensmission nimmt das Recht des Anderen ernst. Sie schützt ihn, tritt für ihn ein und stellt seine Würde ins Zentrum. Sie orientiert sich nicht an eigenen Interessen, sondern lässt sich vom Nächsten leiten. Sie sucht die Verständigung und verliert dabei nicht aus dem Blick, dass Gewalt eine reale Möglichkeit bleibt. Getragen von der Aufforderung Christi, Friedensstifterinnen und Friedensstifter zu sein, setzt sie Zeichen des Friedens: in Kirche und Gesellschaft, in Nachbarschaft und Familie. Aus

der Botschaft Jesu Christi schöpfen wir Kraft und Orientierung, um für Gerechtigkeit und Versöhnung einzutreten. Dabei wissen wir: Was wir an Frieden schaffen können, bleibt Stückwerk. Und doch kann es ein Zeichen werden für das, was Gott selbst in Christus begonnen hat.

Weil wir um unsere Begrenztheit wissen, ist die Bitte um den Frieden, bildet das Gebet eine, ja vielleicht die wichtigste Quelle für die christliche Friedensmission. Denn das christliche Gebet ist die Vergewisserung, dass Gott Quelle, Ziel und Bewahrer all unserer unfertigen Friedensbemühungen bleibt. Das Vaterunser, das Gebet also, das Jesus uns selbst gelehrt hat, bringt es exemplarisch zum Ausdruck: Wer zu Gott als unserem Vater betet, der unterstellt sich in tiefem Vertrauen dem Willen Gottes und seiner Zusage eines kommenden Friedensreichs. Aus der Zuwendung Gottes, von der Jesu Verkündigung geprägt war, entspringt die Friedenshoffnung, die Christinnen und Christen trägt. Denn Frieden heißt auch hören, heißt empfangen, heißt sich beeindrucken und berühren zu lassen.

Wer sich vom Frieden Gottes berühren lässt, gewinnt Kraft zum Handeln. Daraus folgt: Die Botschaft, die vom Frieden Gottes ausgeht, beschränkt sich nicht auf fromme Innerlichkeit. Sie drängt hinaus in die Welt, prägt den Alltag, das Miteinander, das politische und soziale Engagement. Wo Menschen von diesem Frieden berührt werden, verändert sich ihr Blick: Aus Fremden werden Mitgeschöpfe, aus Angst kann Vertrauen wachsen.

Frieden beginnt nicht erst bei den großen Fragen der Weltpolitik. Er beginnt dort, wo wir leben: in unseren Familien, Nachbarschaften, Gemeinden, Arbeitswelten. Im Gespräch, das nicht ausgrenzt. In Worten, die nicht verletzen. In Gesten, die verbinden. Wer dem Frieden Gottes Raum gibt, verändert die Welt – vielleicht nicht spektakulär, aber grundlegend.

Friedens-Mission. Alle Christinnen und Christen sind dazu berufen, Friedensstifter zu sein – mit ihrer Haltung, ihrer Sprache, ihrem Handeln. Der Glaube an Christus, durch den versöhnte Gemeinschaft in Freiheit möglich wurde und immer wieder neu wird, trägt uns durch die Krisen dieser Welt. Und die Hoffnung auf Gottes kommenden Frieden öffnet Räume, in denen dieser Friede schon jetzt wachsen kann. Amen.

Eine-Welt-Mission

Jesaja 2,2–5

Prof. Dr. Martin Wallraff

4. So. n. Trinitatis, 13.07.2025

*Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des HERRN Haus ist, fest stehen, höher als alle Berge und über alle Hügel erhaben, und alle Heiden werden herzu-
laufen, und viele Völker werden hingehen und sagen: Kommt, lasst uns
hinaufgehen zum Berg des HERRN, zum Hause des Gottes Jakobs, dass er
uns lehre seine Wege und wir wandeln auf seinen Steigen! Denn von Zion
wird Weisung ausgehen und des HERRN Wort von Jerusalem. Und er wird
richten unter den Nationen und zurechtweisen viele Völker. Da werden sie
ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spieße zu Sicheln. Denn
es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden
hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen. Kommt nun, ihr vom Hause Jakob,
lasst uns wandeln im Licht des HERRN!*

Liebe Gemeinde,

es geht heute um „die große, leidvolle Frage, die sich der einzelne Mensch nicht weniger als die ganze Menschheit ewig stellt, [um] die Frage: Wen sollen wir anbeten? Es gibt keine Sorge, die den freien Menschen so ununterbrochen quälte wie diese, das Wesen so schnell es geht zu suchen, vor dem er sich in Andacht verneigen könnte; denn der Mensch sehnt sich danach, ihn drängt es, das anzubeten, das unbedingt und zweifellos ist, damit auf diese Weise alle Menschen ohne Unterschied in diese Andacht einwilligten. Denn die Sorge dieser erbarmungswürdigen Geschöpfe liegt nicht darin, den Gegenstand zu suchen, vor dem ich oder ein anderer uns verneigten, sondern eben jenen, an den alle glaubten, und vor dem sie dann in die Knie sanken, alle, alle zusammen. Siehst Du, dieses Verlangen nach gemeinsamer Anbetung peinigt den einzelnen Menschen ebenso wie die ganze Menschheit mehr denn jedes andere seit dem Beginne der Zeiten. Und darum, um der gemeinsamen Anbetung willen, rottet ein Volk das andere aus mit dem Schwerte; die Menschen schaffen sich Götter und rufen

einander zu: Werft die euren in den Staub und betet zu den unseren, sonst seid ihr und euer Gott des Todes. Und so wird es bis zum Ende der Welt sein, auch dann noch, wenn aus der Welt die Götter gewichen sind. Die Menschen werden dann vor Götzen in die Knie sinken.“

Liebe Gemeinde, das sind nicht meine Worte, natürlich nicht, es sind die des Großinquisitors in der Geschichte, die Dostojewski einem der Brüder Karamasow in den Mund legt. Der Großinquisitor, der dem wiedergekommenen Jesus in perfider Perversion die Argumente für seine kirchliche Machtstrategie vorhält – eine Strategie, in der er ihn, Jesus, nicht mehr brauchen kann, ja, in der Jesus nur stört.

Perfide ist die Sache auch deshalb, weil er ja offensichtlich einen Punkt getroffen hat, eine hochsensible Frage, die uns heute, gegen Ende der Predigtreihe zur „Mission“, sehr beschäftigen muss. Denn es geht um die Frage, ob wir wirklich alle, alle den gleichen Gott verehren müssen.

Ist das ein erstrebenswertes Ziel? Wollen wir das wirklich? Oder führt es im Grunde notwendig zu der Gedankenfigur „meine Gottesverehrung ist richtig, und deine ist falsch“? In der Folge womöglich zum Versuch der Gleichschaltung aller Menschen? Und im schlimmsten Fall zur Durchsetzung mit Gewalt und zu den zynischen Konsequenzen, die der Großinquisitor zieht? Sollen wir nicht doch besser bescheiden (und aufgeklärt) sein und jeden nach seiner Façon selig werden lassen?

Vielleicht hat der eine oder die andere von Ihnen die Predigt von Christian Albrecht gegen Anfang des Semesters gehört. Es ging dort um den Missionsbefehl, um den Auftrag bei „Matthäi am letzten“, *alle* Völker zu lehren, mit der Lehre Jesu in Kontakt zu bringen, sie damit zu beglücken. Alle Völker? Ja, wirklich alle.

Christian Albrecht hat darauf hingewiesen, wie problematisch das ist, aber dass es auch nicht leicht ist, diesen Anspruch einfach loszuwerden, ihn aufgeklärt zu liquidieren. Denn es gibt ja offensichtlich im religiösen und im nicht-religiösen Bereich Regeln, Werte und Überzeugungen, die wir für universal gültig halten. Gleiche Rechte für Mann und Frau, die Verantwortung des Menschen für Natur und Schöpfung. Vielleicht auch: der Monotheismus, also die Vorstellung, dass Gott nur einer ist?

Oder wird es da schon wieder problematisch? Liegt im Monotheismus schon wieder die Wurzel für Unduldsamkeit und faschistische Gleichschaltung?

Fragen über Fragen. An dieser Stelle kommt unser Predigttext ins Spiel – einer der ungewöhnlichsten und aufregendsten Texte im Alten Testament. Mag sein, dass er uns das Problem nicht löst, aber er gibt ganz sicher sehr zu denken, genau über die gestellten Fragen. Wir haben den Text vorhin als Lesung gehört, und zwar in der Jesaja-Fassung (der Text hat schon in der Antike so Eindruck gemacht, dass er zweimal fast identisch ins Alte Testament aufgenommen wurde, die andere Fassung steht bei Micha [4,1–5]).

Ungewöhnlich sind daran drei Dinge, oder jedenfalls scheint mir, dass drei Aspekte nicht banal sind, nicht von vorneherein selbstverständlich und vor allem: dass sie mit unserem Thema zu tun haben.

„Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des HERRN Haus ist, fest stehen, höher als alle Berge und über alle Hügel erhaben, und alle Heiden werden herzulaufen, und viele Völker werden hingehen und sagen: Kommt, lasst uns hinaufgehen zum Berg des HERRN, zum Hause des Gottes Jakobs.“

Der Gott Jakobs ist – ja, natürlich – der Gott Israels, wie er sich schon bei Abraham und später bei Mose, ja selbst noch bei David verlässlich erwiesen hatte. Aber hier zum ersten Mal taucht auch der Gedanke auf, dass dieser Gott Israels nicht nur der Gott *eines* Volkes sein könnte, sondern der Gott *aller* Völker, nicht nur ein partikularer Gott, sondern ein universaler.

Das ist ein revolutionärer Gedanke, und wie wir gesehen haben, ist es kein ungefährlicher Gedanke. Alle Völker – ein anspruchsvolles Projekt. Wohin das führen kann, zeigt Dostojewskis Großinquisitor.

Nun ist hier aber – zweite Besonderheit – gar niemand da, der alle Völker bekehrt. Es gibt keine Aktivität Israels. Es gibt nicht wie beim christlichen Missionsbefehl eine Aufforderung, man möge hingehen und belehren, weltweit. In diesem Sinne: Es gibt keine Mission. Die Völker kommen. Sie sagen von sich aus: „Kommt, lasst uns hinaufgehen zum Berg des Herrn.“ Da wird nicht jemand ausgesandt, keine zentrifugale Bewegung, Pfeile hinaus in alle Welt. Sondern das glatte Gegenteil: Die Völker kommen in

die Mitte, zum Heiligen Berg, zum Zion, der sich als Zentrum der Welt erweist, und sie kommen freiwillig. Warum kommen sie?

„Denn von Zion wird Weisung ausgehen und des HERRN Wort von Jerusalem. Und er wird richten unter den Nationen und zurechtweisen viele Völker.“ Nein, es gibt keine Mission Israels. Aber sehr wohl eine Mission Gottes. Sein Wort geht hinaus in alle Welt und zu allen Völkern. Das ist eine unerhörte Vision: Israel traut allein Gottes Wort zu, dass es alle Völker erreicht und sie alle zum Berg Zion bringt. Ist das tollkühn? Ist das naiv? Ist es beides?

Damit aber nicht genug! Es geht noch weiter. Denn die dritte und größte Besonderheit unseres Textes ist diese: Was da geschieht, ist ganz und gar friedlich, ja es ist der Ur-Traum vom universalen Frieden: „Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spieße zu Sicheln. Denn es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen.“

Ist das die Möglichkeit? Kann es sein, dass die univerale Verehrung auch die universale Versöhnung mit sich bringt? Kann es sein, dass der eine Gott auch die Einheit der Völker will und bewirkt? Kann es sein, dass letzten Endes Frömmigkeit und Frieden Hand in Hand gehen?

Wenn wir überlegen, was seither passiert ist, in all den Jahren seit der kühnen Vision bei Jesaja, wenn wir die heutige Lage der Welt bedenken und wenn wir die Rolle von Religion und Kirche in all dem Revue passieren lassen, dann werden wir ganz schnell ganz still und bescheiden.

Und doch lassen wir uns die Vision nicht nehmen: Ja, wir sind *eine* Welt, und Nein, es genügt uns nicht, wenn einfach jeder nach seiner Façon selig wird. Ja, wir sind *eine* Menschheit, und wir wollen es sein. Nein, wir teilen nicht nur Natur und Schöpfung, sondern wir glauben auch an *einen* Schöpfer. Ja, wir träumen weiter von der Völkerwallfahrt, von der großen Utopie der versöhnten Völker und vom Reich des Friedens, vom Reich des *einen* Gottes.

Ist das naiv? Wahrscheinlich. Aber immer noch besser naiv als zynisch. Und wenn auch naiv – wir sind gewarnt und wir kennen die Gefahren. Wir wissen, was passieren kann, wenn wir das allzu forsch selbst in die Hand

nehmen. Der Großinquisitor hat es uns vor Augen geführt. Die Mission ist nicht in erster Linie *unsere* Mission, schon gar nicht unsere Schwertmission.

Aber noch besser als der Großinquisitor sagt es uns das Evangelium des heutigen Sonntags. Es ist das beste Antidot gegen das Gift der Überheblichkeit und der gewaltsamen Gleich- und Seligmacherei. „Richtet nicht, so werdet auch ihr nicht gerichtet. Vergebt, so wird euch vergeben.“ (Lk 6,37) Und wer meint, die unverrückliche Wahrheit in Händen zu haben, wer meint, damit alle Welt beglücken zu müssen – und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt –, der lasse sich gesagt sein: „Was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge, aber den Balken im eigenen Auge nimmst du nicht wahr?“ (Lk 6,41)

Die Mission ist in erster Linie eine Mission Gottes für *seine* Welt, für *eine* Welt. Ihm trauen wir sie zu. Aber für *uns* kommt es darauf an, offen zu bleiben dafür, mit ihr zu rechnen, trotz allem. Und im rechten Moment bescheiden und entschieden dafür einzutreten: für Frieden, Versöhnung und Verehrung Gottes. Amen.

Mission impossible

Johannes 17,21

Prof. Dr. Jörg Lauster

Mittwoch, 23.07.2025 in St. Ludwig

... dass sie alle eins seien. Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns sein, auf dass die Welt glaube, dass du mich gesandt hast.

Liebe Gemeinde unseres ökumenischen Hochschulgottesdienstes, das Semesterende hat stets seinen ganz eigenen Charme, die Vorlesungen werden länger und länger, die Seminare zäher und zäher, und in den Gremien und Ausschüssen ist alles schon gesagt, aber – wie der große Münchner Denker Karl Valentin sehr zu Recht beobachtet hat – noch nicht von allen. Man gerät, allzumal als Dekan, im Laufe eines Semesters ins Stauen, mit was wir uns an unseren Fakultäten so alles beschäftigen. Da ist schon auch viel Unfug dabei, persönliche Eitelkeiten und menschliche Befindlichkeiten. Unaufhörlich zerrt eine metaphysische Schwerkraft an uns, die uns hinabzieht in das Belanglose. Der Blick in die Höhe und in die Weite geht dann verloren.

Jeder hat so seine eigenen kleinen Mittelchen, gegen den Sog ins Banale anzugehen. Eine durchaus brauchbare Arznei ist die Welt des Kinos mit seinen Action- und Abenteuerfilmen. Deren Helden und auch Heldinnen kennen das Belanglose unseres Alltags nicht, zu jeder Sekunde kämpfen sie um nichts weniger als die Rettung der Welt. Das schenkt uns Betrachtern Ablenkung aus dem seichten Alltag. *Mission Impossible* ist einer der berühmtesten Filme dieses Genres. Seit 1996, also seit nun bald 30 Jahren rettet Tom Cruise als Agent Ethan Hunt in inzwischen acht Folgen die Welt. Der Titel *Mission Impossible* ist Programm. Die Aufträge sind stets von der Natur, dass ihre Erfüllung eigentlich unmöglich ist – eigentlich. Natürlich gelingt es dem Helden allen Widerständen zum Trotz und stets in allerletzter Sekunde, den Untergang der Welt abzuwenden. Ausgerechnet unter Dogmatikern, jedenfalls meiner Generation, ist die

Neigung zu Hollywood-Blockbustern dieser Art durchaus verbreitet. Es liegt gewiss daran, dass wir in der Dogmatik immer so Tiefes, so Schweres und so Ernstes denken müssen.

Dogmatiker, zumindest einige von ihnen, lieben Actionfilme, noch mehr jedoch lieben sie das Johannesevangelium.

In der Lesung des Evangeliums haben wir einen Auszug aus dem Hohepriesterlichen Gebet Jesu gehört, ein theologisch zentraler Text des Johannesevangeliums. Die Existenz Jesu Christi auf Erden ist die größte Mission, die die Welt kennt. Jesus ist vom Vater gesandt, um das Göttliche, das Licht der Transzendenz, die Freude, die Wahrheit und die Liebe in diese Welt zu bringen. Diese Sendung zieht weite Kreise. Jesus betet: „Wie du mich gesandt hast in die Welt so habe auch ich sie in die Welt gesandt.“ Sie – das ist niemand anderes als wir, die Christinnen und Christen, die seit 2000 Jahren bis heute und bis in alle Zukunft diese eine Mission, diesen einen Auftrag haben: daran mitzuwirken, dass das Göttliche, das durch Jesus Christus in diese Welt kam, sich in dieser Welt immer weiter ausbreitet.

In seinem Gebet bittet Jesus: „Dass sie alle eins seien.“ Das Wort ist zum Klassiker der ökumenischen Bewegung geworden. Das, was Christinnen und Christen miteinander verbindet, ist stets größer als das, was sie voneinander trennt, und dies ist das Fundament ihrer Mission in der Welt. Von der Schwierigkeit der Aufgabe wusste Jesus selbst, von ihr wussten auch die frühen Christen. Die Welt wartet nicht auf das Licht Gottes, ja sie ist ihm sogar feindlich gesinnt. Die metaphysische Schwerkraft, die Menschen vom Göttlichen hinabzieht, ist gewaltig. Darum klingen die Schüler des Paulus, deren Stimme wir im Epheserbrief gehört haben, realistischer. Es ist schwer, sich der Berufung würdig zu erweisen, es braucht dazu Demut, Sanftmut und Geduld. Eins zu sein, das bedeutet vor allem: einander zu ertragen. Dies der Welt vorzuleben, das ist Teil unserer *Mission Impossible*.

Als Kind mit badischem Migrationshintergrund habe ich auf einer bayrischen Dorfweise in den Siebzigerjahren gerne mit meinen Schulfreunden

Fußball gespielt. Einmal läuteten mitten im Spiel die Glocken der natürlich katholischen Stadtpfarrkirche und nahezu ausnahmslos beide Mannschaften machten sich in Windeseile zur nahen Kirche auf. Da bin ich mit. Zu meinem Erstaunen schlüpfen die Fußballer durch einen Hintereingang in die Kirche. Da bin ich mit. Sie stülpten sich in der Sakristei geübt und rasch ihre Ministrantengewänder über. Da staunte ich nicht schlecht. Einer der Buben hatte auf den prüfenden Blick des Pfarrers hin das theologisch Brenzlige der Situation sofort und scharfsichtig erkannt. „Der is fei evangelisch“. Daraufhin der Pfarrer: „Auwehzwick, warum habts man den Heidenbuam herzn?“ für unsere nicht-bayerisch Zugewanderten die Übersetzung: „Oh, welch Ungemach, warum habt ihr mir den religionslosen Knaben hierher gebracht?“ Aber der Priester hatte sich schnell gefangen. „Derfst du da hersitzen und warten, es dauert net lang. Hast an Durschd? Er brachte mir ein Glas Wasser und es folgten jene zwei Worte, die der größte Beitrag Bayerns zur Kulturgeschichte des Abendlands sind, jene zwei Worte, in denen sich alle kognitiven Dissonanzen in eine gelassene und zutiefst versöhnte Zustimmung zum ebenso rätselhaften wie unabänderlichen Lauf der Welt aufheben. Der protestantische Bub saß in der katholischen Sakristei und der Pfarrer sagte: „Passd scho.“

Jenes „Passd scho“ ist für mich bis heute eine der großartigsten Gesten ökumenischer Gastfreundschaft. Der Priester tat, was im Rahmen der Siebzigerjahre im tief katholischen Niederbayern möglich war. Er hat mir über die Jahre hindurch auf der Straße freundlich zugelächelt und meinen Namen behalten. Er hat mir zu verstehen gegeben, dass ich zwar evangelisch, aber in seinen Augen trotzdem ein Mensch war. Ich kam noch ein paar Mal mit in die Sakristei und bestaunte die Messgewänder, die liturgischen Geräte und die Bilder von Heiligen an der Wand, die mir als Protestant natürlich vollständig unbekannt waren. Verstanden habe ich überhaupt wenig von diesem Raum, aber seine besondere Atmosphäre blieb auch dem Kind nicht verborgen. Alles hier war anders als in unserer kargen evangelischen Kirche, die für die Flüchtlinge nach dem Krieg gebaut wurde, vieles war fremd, aber in dem Fremden lag auch ein Geheimnis, das Ehrfurcht gebot. Von

diesen Kindertagen an habe ich am Katholizismus vieles schätzen gelernt. Die Gabe, Menschen in Trainingshosen in liturgische Gestalten zu verwandeln, die straffe Organisation der Messe und letztlich ein großherziger Pragmatismus. Und gelernt habe ich, dass man Dorfpfarrer und – wie ich als Protestant gerne ergänze – auch Dorfpfarrerinnen niemals geringschätzen sollte. Wenn sie ihr Handwerk recht verstehen, können sie segensreicher wirken als mancher Theologieprofessor oder Theologieprofessorin. Heute weiß ich: ich hatte großes Glück. Und mit mir haben ganze Generationen in Westeuropa großes Glück gehabt. Es gibt keine Garantie, dass die Begegnung mit der anderen Konfession von selbst zu gegenseitigem Respekt führt, im Gegenteil: oftmals erzeugt sie noch stärkere Abstoßungsreaktionen. Trostlos ist die Geschichte bitterer Feindschaft zwischen den Konfessionen. Dass sich Menschen, die sich auf Jesus Christus berufen, gegenseitig bekämpft und umgebracht haben, ist ein Schandmal in der Geschichte des Christentums. Und es sind ja nicht nur die Kriege. Es reicht, dass es noch bis vor etwa zwei Generationen hierzulande großes Unglück über viele Menschen gebracht hat, wenn sie sich in einen Menschen mit der falschen Konfession verliebt hatten und ihn nicht heiraten durften. Solche Gnadenlosigkeit ist weit weg von der Barmherzigkeit Jesu. Dass dies nun alles vorüber ist, ist darum ein großes Glück – oder wie wir in der Theologie sagen: eine große Gnade.

Es ist ein Geschenk, in dem, was die Anderen glauben und tun, einen Funken der göttlichen Wahrheit erkennen zu dürfen, von der wir alle leben. Ökumene heißt auch, den eigenen Standpunkt nicht zu verabsolutieren: Wir haben in „Der Mond ist aufgegangen“ sehr kluge Worte gesungen, die auch für die Ökumene gelten: „So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsre Augen sie nicht sehen.“ Es ist eine Gnade, wenn wir als Protestanten in dem, wie unsere katholischen und orthodoxen Schwestern und Brüdern leben, das göttliche Licht sehen können, das auch uns beseelt und umgekehrt, wenn unsere Schwestern und Brüder etwas von diesem Licht bei uns erkennen können.

Wir leben in unruhigen Zeiten, in denen Menschen von der metaphysischen Schwerkraft zu Boden gezogen werden. Sie hängen ihr Leben an selbstgemachte Konstruktionen wie Nation oder Boden, an politische Meinungen, an Identitäten, um die sie erbittert kämpfen. Unser Leben ist zu groß, zu geheimnisvoll, zu heilig, um es an solch niedrige Dinge zu verschwenden. Es ist die Mission des Christentums, diese Ketten zu sprengen und Menschen an ihre göttliche Herkunft und ihr göttliches Ziel zu erinnern. Die Mission beginnt bei uns selbst: Das Geheimnis unseres Glaubens ist größer als das, was wir in unseren Konfessionen davon leben können. Was wäre das, wenn es uns als Christinnen und Christen gelänge, der Welt vorzuleben, wie wir unsere Unterschiede und Gegensätze nicht leugnen, und es doch schaffen, uns gegenseitig wahrhaft zu ertragen und als Spuren des göttlichen Lichts zu respektieren? Dann wären wir wirklich das Salz der Erde.

Wir sind hier, weil wir einen Auftrag haben. Dazu müssen wir nicht wie Tom Cruise mit dem Hubschrauber durch den Eurotunnel fliegen oder an Wolkenkratzern herumturnen. Wir haben als Christinnen und Christen eine Mission: Wann immer wir die Augen aufschlagen, beginnt das Abenteuer. Es ist unsere Bestimmung, das Göttliche in der Welt zu feiern, zu leben und sichtbar zu machen, damit diese Welt besser, damit diese Welt schöner, damit diese Welt heiliger wird.

Und wir sind niemals allein bei dieser Mission. Wir arbeiten daran gemeinsam mit unseren Freunden hier und – ein wirklich schöner Gedanke aus dem aktuellen Film von Mission Impossible – mit und für Menschen, denen wir niemals begegnen werden. Die anglikanische Tradition hat dazu ein berühmtes Lied, wir singen es nachher auf Deutsch. In „The Day Thou Gavest“ heißt es:

„Denn unermüdlich, wie der Schimmer / des Morgens um die Erde geht, / ist immer ein Gebet und immer / ein Loblied wach, das vor dir steht.“

Das ist unsere Mission. Amen

Die Predigten hielten:

Christopher Spehr, geb. 1971, Dr. theol., Professor für Kirchengeschichte (Geschichte des Mittelalters bis zur Neuzeit) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Christian Albrecht, geb. 1961, Dr. theol., Professor für Praktische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Ulrike Witten, geb. 1982, Dr. phil., Professorin für Praktische Theologie (Evangelische Religionspädagogik und Didaktik des Religionsunterrichts) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Christoph Levin, geb. 1950, Dr. theol., Dr. theol. h.c., Professor em. für Altes Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Reiner Anselm, geb. 1965, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie (Ethik) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Martin Wallraff, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Kirchengeschichte (Geschichte des älteren und weltweiten Christentums) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät, evangelischer Universitätsprediger der Ludwig-Maximilians-Universität.

Jörg Lauster, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie (Dogmatik, Religionsphilosophie und Ökumene) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

